

Allein für die
rheinisch-westfälische
Laufe der Leine
auch mehrere
keine Stadt
Anton Reich
Denkmal gele
Schiffen, abh

was ich noch
 Gezeiten ist
 liches Geld
 für Geld
 Waren
 Privat
 beide sich

Durchführung der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege.

Ein Rundschreiben des Ministers für Volkswohlfahrt.

Aus den letzten Jahresberichten der Wohnungsaufsichtsbeamten hat der Minister für Volkswohlfahrt mit Bedauern erfahren, daß die durch Artikel 6 und 7 des Wohnungsgesetzes vom 28. März 1918

vorgeschriebene örtliche Wohnungsaufsicht in vielen Gemeinden nicht planmäßig ausgeübt wird.

Andererseits lassen die Berichte erkennen, daß planmäßiges Vorgehen auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen erfolgen kann und eine Besserung der Zustände herbeiführen kann. Wie der Minister die Pflicht der Wohnungsaufsicht an den Oberpräsidenten in Charlottenburg, an sämtliche Regierungspräsidenten und an die Verbandspräsidenten in Essen mitteilt, sieht sich der Minister deshalb verpflichtet, auf die Bedeutung einer planmäßigen Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege auch in der Gegenwart nachdrücklich hinzuwirken. In den alten Wohngebäuden ist wertvolles Volkseigentum vorhanden, dessen Erhaltung auch im Interesse der Überwindung der Wohnungsnot dringend erwünscht ist. Aber auch die neu errichteten Wohngebäude müssen hinsichtlich ihrer Besehung und Behandlung überwacht werden, damit dem Aufkommen von Mischständen rechtzeitig vorgebeugt wird. Eine geordnete Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege ist vor allem für die Förderung der Volksgesundheit unerlässlich.

Der Minister ist sich bewußt, daß es unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht möglich ist, alle Schäden und Mischstände zu beseitigen, daß insbesondere die Räumung überfüllter und gesundheitsgefährdender Wohnungen zur Zeit vielfach nicht durchgeführt werden kann, weil es überhaupt an ausreichendem Wohnraum mangelt. Dieser Umstand rechtfertigt aber nicht, daß auf die Ausübung einer planmäßigen Aufsicht überhaupt verzichtet wird, denn die größten Mängel werden auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen beseitigt werden müssen und können. Schon die Abwägung der Mischstände aber bedeutet eine erhebliche Verbesserung.

Rechtzeitiges Eingreifen und vorbeugende Maßnahmen

Sind auf diesem Gebiete besonders nötig und nützlich. Es genügt deshalb nicht — wie es nach den Berichten in vielen Orten geschieht —, daß seitens der Behörden erst Eingriffe erfolgen, wenn Anzeigen und Beschwerden hierzu Anlaß geben. Nach der Vorschrift in Artikel 6 § 1 des Wohnungsgesetzes hat sich der Gemeindevorstand von den Zuständen im Wohnungsbau fortlaufend Kenntnis zu verschaffen, auf die Beseitigung der Mischstände und die Verbesserung der Wohnverhältnisse hinzuwirken usw. Diese Vorschrift erfordert eine

planmäßige und regelmäßig wiederkehrende Befolgung der Wohnungen.

Wo die Hauseigentümer zur Aufbringung der Instandhaltungskosten nicht in der Lage sind, wird in geeigneten und dringenden Fällen mit öffentlichen Mitteln geholfen werden müssen. Hierfür können zunächst Darlehen aus den eigenen (Sparbotten- und Kammern-) Mitteln der Gemeinden in Betracht kommen, die vielfach schon bisher — zum Teil in namhafter Höhe — zur Verfügung gestellt worden sind. Das Recht solcher Gemeinden empfiehlt der Minister dringend zur Nachahmung. Weiter kann hierfür ein Teil des Hauszinssteuer- aufkommens nach den Richtlinien vom 12. Juni 1926 in Anspruch genommen werden. Nach den dem Minister zugegangenen Berichten konnte mit diesen Mitteln vielfach wirksame Hilfe geleistet werden.

Alle geeigneten Kräfte müssen in den Dienst der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege gestellt werden.

Wo Wohnungsaufseher

vorhanden sind, sind diese in erster Linie zur Leitung der Maßnahmen heranzuziehen. Sie haben durch die in den letzten Jahren eingetretene Förderung der Wohnungswirtschaft eine Geschäftserfahrung erworben, die es ihnen ermöglicht, sich wieder in erhöhtem Maße den ihnen ursprünglich zugewiesenen Aufgaben zuzuwenden. Wenn durch Erlaß vom 14. Oktober 1925 auf einen Abbau der Wohnungsaufseher hingewirkt werden sollte, so kommt ein solcher — wie auch die Begründung des Erlasses ergibt — nur insoweit in Frage, als er durch die Einschränkung der Geschäftskreise aus dem Gebiete der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege entfernt wird. Die Aufgaben der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege werden durch diesen Erlaß nicht berührt. Der Minister weist hierauf ausdrücklich hin, weil ihm berichtet worden ist, daß der Erlaß vielfach mißverständlich aufgefaßt worden ist. Wo keine Wohnungsaufseher bestellt sind, ist gemäß der Vorschrift in Art. 6 § 1 Ziff. 2 des Wohnungsgesetzes auf die

Einstellung besonderer sachkundiger Wohnungsaufsichter hinzuwirken.

Eine Zusammenfassung besteht zwischen Wohnungspflege und den übrigen Zweigen der Wohnungspflege. Die Organe der gemeindlichen und pri-

vatent Fürsorge- und Wohlfahrtsanstalten sind deshalb zur Mitwirkung heranzuziehen, ferner die Kreisärzte, die bautechnischen Beamten, die Krankenkassen usw. Wo die Mittel nicht ausreichen, beantragte Kräfte in geeigneter Zahl einzustellen, müssen

ehrenamtliche Helfer

herangezogen werden (Mitglieder der Wohnungskommissionen usw.). Aus einigen Bezirken ist berichtet worden, daß mit ehrenamtlichen Wohnungsaufsichtern gute Erfahrungen gemacht worden sind. Aufgabe der Gemeindebehörden (gegebenenfalls des Wohnungsausschusses) ist es, für eine genügende sachliche Ausbildung der in der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege tätigen Kräfte zu sorgen, eine dauernde Verbindung unter ihnen herzustellen und ihre Tätigkeit zweckmäßig zu organisieren.

Neben den Vorschriften des Wohnungsgesetzes werden die Bestimmungen des § 11 der Verordnungen über die Mietzinsbindung in Breiten vom 17. April 1924 den Gemeindevorständen ein wirksames Mittel in die Hand, die Instandhaltung der Wohnungen und Wohngebäude zu überwachen und durchzuführen.

Der Minister ermahnt die nachgeordneten Behörden unter Berücksichtigung vorstehender Ausführungen und der in früheren Erlassen gegebenen allgemeinen Hinweise dahin zu wirken, daß das Verständnis für die Bedeutung und die Notwendigkeit einer geordneten Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege auch in der Gegenwart weiter gesteigert und vertieft wird, und die Gemeinden ihres Bezirkes anzuhalten, die ihnen auf diesem Gebiete obliegenden Aufgaben zu erfüllen, soweit es die Zeitumstände gestatten.

Den Bezirks-Wohnungsaufsichtsbeamten macht der Minister zur besonderen Pflicht, bei ihren Besichtigungen immer wieder aufklärend und beratend einzutreten und sich über die Art und Zweckmäßigkeit der in den Gemeinden getroffenen Einrichtungen zu unterrichten.

Erwägungen in der Haltung zu Eingemeindungsfragen zu unterbreiten. Wie falsch, ja wie gefährlich lagen, wie von engstirnigen parteipolitischen Gedankenkreisläufen diese Verdrängungen getragen sind, zeigt folgende Auslassung der liberalen Köln. Ztg.:

„Die ablehnende Haltung des Rheinischen Provinzialausschusses ist als eine Arbeit der Zentrums- partei, insbesondere der des Kölner Bezirkes, bezeichnet worden. Wir enthalten uns eines Urteils darüber. Die nachstehend abgedruckte Auslassung des Provinzialrats der evangelischen Kirche der Rhein- provinz und des evangelischen Konfessionsrats kann man sicher nicht als Zentrumsarbeit bezeichnen. Die Entscheidung befaßt sich zunächst mit den Schwierigkeiten, die kirchliche Organisation neuen politischen Verwaltungsbezirken anzupassen, um dann ein grundsätzliches Werturteil abzugeben: „Aber in weiten Kreisen der Kirche werden auch von den innern Fragen des Volkstums aus, dem die Kirche pflichtmäßig zu dienen hat, vielfache Bedenken erhoben. Zwar wird nicht verkannt, daß an vielen Stellen im Regierungsbezirk Düsseldorf An- sätze genug gegeben sind, die Gemeindegrenzen zu verschieben oder größere Verwaltungs- körperschaften zu schaffen. Es ist auch zu verstehen, daß man bei diesem Anlaß zu dem Gedanken gekommen ist, die sogenannte „Klein- stadt“ in einem umfassenden Plan für absehbare Zeit zu erledigen. Aber dabei sieht man in vielen Kreisen der Kirche der bescheidenen Ent- wicklung zur Großstadt hin, die sich zwangs- läufig aus der Umgebungsfrage ergeben wird, mit großer Sorge zu, auch wenn man das Ideal der Siedlung nicht ausschließlich in Dorf, Kleinstadt und Mittelstadt gegeben sieht. Gerade für die Masse der Bevölkerung, für die breite Schicht des werktätigen Volkes, das auf Eingliederung in das Volksganze und tätige Mitarbeit an ihm hinstrebt, bietet die Großstadt weniger Möglichkeiten zur Erfüllung dieses Wunsches als kleinere Gemeinwesen, in denen die persönliche Mitarbeit sehr viel leichter anging ist. Auch die Siedlung innerhalb der Großstadt wird eher auf eine Siedlung in „Arbeiterdörfern“ und „bürgerliche Wohnviertel“ hinausgehen als auf eine gleichmäßige soziale Schichtung der Siedlung, wie sie in kleineren Gemeinwesen nabeliegt. Das alles hat natürlich auch seine erheblichen Folgen für die ganze Volkstutur. — Nehmliches wird sich, wie vielfach von Sachkennern behauptet wird, auch auf dem immer mehr wachsenden Gebiet der Wohlfahrtspflege vollziehen. Die groß- städtische Entwicklung führt hier eher zur Schematisierung als zur Individualisierung und wird infolgedessen auch die Heranziehung freiwilliger Kräfte in der Wohlfahrtspflege und die Erleichterung allseitigen Verständnisses für ihre großen äußeren und inneren Aufgaben erschweren.“

Zum Schluß ist von einer Eingabe an die preussische Staatsregierung die Rede, worin um Aus- sprache gebeten worden ist.

Die Aussichten zur Umgemeindungs- vorlage.

Was man in Berlin hört.

Die Umgemeindungsfrage wird in den nächsten Tagen nochmal das Kabinett passieren. Vermutlich wird dort über die einzelnen Vorstöße, wenn nicht durch eine sachgemäße Regelung der kommunalen Grenzen, die Verwaltungsverhältnisse im Ruhrgebiet einigermaßen gebessert und erleichtert werden.

Wie wir erfahren, hat die Stellungnahme des Rheinischen Provinzialausschusses, der die Vorlage als Ganzes wegen ihrer ausschließlichen Tendenz, nur die Wünsche der Großstädte zu erfüllen und die Forderungen der Landkreise und Mittelstädte weniger zu berücksichtigen, ablehnt, in Berlin keinen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen vermocht. Das gilt sowohl für die Staatsregierung wie für den Landtag. Ähnlich verhält es sich mit dem Gutachten des Westfälischen Provinzial- ausschusses. Man hört in Kreisen der Staatsregierung und des Landtages die Auffassung ausprechen, daß die Provinzialausschüsse sich selbst aus dem Gang der Dinge ausgegliedert haben und deshalb keine Rücksicht mehr verlangen können.

In Abgeordnetenkreisen zweifelt man nicht daran, daß die Vor- lage durchgehen wird.

Einzelne Vorstöße, wie z. B. die Zuteilung des linken Rheinufers an Duisburg und von Hamborn an Duisburg, würden zwar voraussichtlich abgelehnt werden, aber die Vorlage als Ganzes werde angenommen. Dafür sprechen hauptsächlich zwei sachliche Gründe. Man kann sich in Abgeordnetenkreisen nicht vorstellen, wie die Dinge im Ruhrgebiet sich weiter entwickeln sollen, wenn die Vorlage unter den Tisch fällt. Ferner steht im Hintergrunde der Angelegenheit doch immer wieder das

Geheimnis der selbständigen Ruhrprovinz.

auf deren Errichtung von starken Kräften des Ruhrgebietes mit aller Macht hingedrängt würde, wenn nicht durch eine sachgemäße Regelung der kommunalen Grenzen, die Verwaltungsverhältnisse im Ruhrgebiet einigermaßen gebessert und erleichtert werden.

Uebrigens bringt man in Abgeordnetenkreisen auch der Tatsache, daß der Rheinische und Westfälische Provinzialausschuss die

Provinzialgrenze sozusagen als ein Kräftefeld rühr-mich-nicht-an

betrachtet, wenig Verständnis entgegen. Es wird darauf verwiesen, daß von Anfang an von Seiten der Staatsregierung erklärt worden ist, daß die Provinzialgrenzen kein Hindernis darstellen dürften für eine großzügige Neuregelung der kommunalen Verhältnisse. Man behauptet es als unvereinbar mit dieser Erklärung, wenn neuerdings doch wieder die Provinzialgrenze förmlich als unantastbar bezeichnet wird. Das bezieht sich sowohl auf die Haltung der Provinzialverwaltungen als auch auf die Tatsache, daß der Minister jedenfalls bei der Stadt Dortmund eine ausfallende Engstirnigkeit gegenüber der Notwendigkeit, hier klare Verhältnisse zu schaffen, ohne Rücksicht auf die Provinzialgrenze, an den Tag legt.

Kleingemeinde oder Großstadt?

Eine Warnung der evangelischen Kirche. Das Zentrum und die Eingemeindungspläne. — Bedenken, die Achtung verdienen.

Man hat in letzter Zeit verschiedentlich

Ein Schritt näher zur Gutehoffnungshütte-Stadt.

Die Gutehoffnungshütte offenbart endlich ihre Stellungnahme.

Die Bemühungen der Stadtverwaltung Oberhausen, dem Plan der Gutehoffnungshütte-Stadt, den auch Regierungspräsident Bergmann befürwortet, hat zur Verwirklichung zu helfen, scheiterte bisher hauptsächlich an der Zugeschlossenheit zweier wichtiger Stellen. Es hüllte sich nämlich sowohl die Stadtverwaltung Sterkrade als auch die Gutehoffnungshütte in vollständiges Schweigen. Die Taktik der Stadtverwaltung Sterkrade bzw. ihres Oberbürgermeisters war immerhin zu verstehen, solange von dieser wie von jener Nachbarschaft die vorbedachten günstigen Angebote, gemacht wurden und das Abwarten nur weitere Vorteile bringen konnte. Anders aber lagen

AMOL

Das nimmst du mit

Roman von M. Radsch (Nachdruck verboten.)

(2. Fortsetzung.)

„Dies wäre wohl alles“, fragte John mit einem Blick auf die Uhr. „Bist du noch irgendeine Nach- schrift zu dem Testament?“

„Meines Wissens nicht; die Bestimmungen des Testaments sind zwar ungewöhnlich, aber dein Großvater hatte ein unzweifelhaftes Recht dazu. Nichts in seinem Verhalten und nach der Aufzeichnung seines letzten Willens läßt auf eine Täuschung seiner Geistes- kräfte schließen.“

John Glenarm hielt es nicht für notwendig, darauf zu antworten. Dagegen ergriß er abermals das Te- stament und prüfte es sorgfältig. Es war vorchrifts- mäßig abgefaßt. Als Zeugen waren Arthur Bickering und William Bate genannt.

„Und wer ist William Bate?“ fragte John mit dem Finger auf der Unterschrift. „Einer der Schützlinge meines Großvaters. Er führte ihm das Hauswesen und ist nach meiner An- sicht ein ehrlicher, vertrauenswürdiger Mensch. Auch soll er glänzend gewesen sein. Ich weiß nicht, wo Mr. Glenarm ihn aufgefunden hat, aber er hätte volles Ver- trauen zu ihm. Bate war auch keine einzige Ge- sellschaft bis zu seinem letzten Tode.“

Dem jungen Glenarm war bei diesen Worten un- behaglich zumute. Der Gedanke, daß sein Großvater allein, nur von einem Diener betreut, starb, während er, sein einziger Blutsverwandter, in fremden Hän- dern umherstreifte, drückte auf seinem Gemüte. Die Erinnerung an den alten Herrn trat klar vor sein geistiges Auge. John Glenarm war von einer sonderbaren Erscheinung gewesen, von kleiner Statur, stets mit schwarzem Gebirg und Zylinder bedeckt und mit einem merkwürdigen Krüschel ausgerüstet, mit einem kleinen, dunklen, aus dem

Kannst du mir etwas über die letzten Tage des alten Herrn erzählen?“ fragte John nach einer Weile. „Nur sehr wenig. Ich weiß nichts, außer, daß er von Bate begleitet, seinen Heimsitz aufsuchte und dort plötzlich starb. Er wurde neben seinem Vater auf dem alten Friedhof beigesetzt. Ich hab ihn das letzte mal im vergangenen Frühjahr und hörte von seinem Tod erst, als ich von einer Reise zurückkehrte. Bate überbrachte mir die Todesnachricht persönlich.“

John Glenarm hörte die Erzählung verblüffend und schweigend an. Sein Bild war ihm aus der See ge- ritten, die ihn von Jugend an stets gelockt hatte. Als Bickering es jedoch für nötig hielt, ihn mit einigen zeit- nehmenden Worten über seine offensichtliche Enttäus- chung zu trösten, er fuhr:

„Ich bin nicht im geringsten enttäuscht. Du denkst natürlich nur an Geld und Geldeswert, aber derglei- chen gibt mir nichts. Ich habe so oft den Wunsch, meinen Großvaters zu wiedersehen, daß ich mich freue, ihn nun in seinem Grab zu wissen. Ich gehe in die Grabstätte, auch wenn ich darin vor Langeweile umkomme.“

„Du erklärst dich also in aller Form bereit, die Be- stimmungen des Testaments anzunehmen?“

„So ist es. Wahrscheinlich wäre es dir lieber ge- wesen, wenn ich das Testament angelehnt hätte, aber den Gefallen tue ich dir nicht.“

Bickering gab darauf keine Antwort, sondern spielte nur mit seinem goldenen Pfeifenstiel. In John lodte es bei diesem Anblick. Es drängte ihn, die Unter- redung zu beenden, aber er wollte zunächst noch einige Aufschlüsse über den Ort seiner Verbannung haben.

„Wie ist das Land dort draußen?“ fragte er. „Hoffentlich nicht allzu abgelegen.“

„Rein, denn am Ende des Sees, an den dein Großvater geknüpft, liegt eine ziemlich beschützte Sommer- stube. Du kannst überzeugt sein, daß ein Groß- vater sich einen schönen Punkt für seine letzten Le- bensjahre ausgesucht hat.“

„Und wie sieht es mit der Verpflegung?“ Verlangt das Testament etwa auch, daß ich hungrig?“

„Bate wird dir dich faden und dir das Hauswesen

deines Großvaters widersprechen, daß du dich mit deinen —

— lauderen Freunden umgibst, wollest du offen- bar sagen. Nein, meine Führung wird exemplarisch sein, Bickering.“

„Wahrscheinlich reichte der junge Rechtsanwalt ein mit Schreibmaschine geschriebenes Papier über den Tisch. Es war die förmliche Anerkennung des Te- staments. Dann rief er einen seiner Bureauangestell- ten zur Beglaubigung von John Glenarms Unter- schrift herein. Erst nachdem diese Formalitäten er- ledigt waren, öffnete er wieder die Lippen.

„Wann wirst du Besseres erlangen?“ fragte er. „Ich muß das Datum eintragen lassen.“

„Ich werde morgen nach Paris abreisen“, ant- wortete John, ohne zu zögern.

„Schon so bald?“ erwiderte der andere, während er das unterschriebene Dokument zusammenfaltete. „Ich hatte gehofft, daß du mir das Vergnügen schen-dest, mit mir vor deiner Abreise zu speisen, aber die Freuden des Reichtums sind dir nach den Cafes und Bazar des Demopols wohl zu nah.“

Damit erhoben sich die beiden Männer. Als John Glenarm schon an der Tür stand, rief Bickering ihn nach: „Es genügt, wenn du mir einmal des Monats schreibst, damit ich weiß, daß du in Paris bist. Das nächste Postamt ist in dem Dorf gleichen Namens.“

Eine Stunde später war John Glenarm im Fahr- stuhl, im Verein mit einer Anzahl müder, abgehefter Männer, die von allen Seiten den Bureau entström-ten. John wollte nach ein paar Aufstöße machen so- wie das Gutachten, das er noch auf seinem Kreditbrief hatte, abgeben und dann in sein Hotel zurückkehren, um zu pfeifen. Die guten Vorstände hatten seinen umhine, denn auch er sah nach dem Empfang des Geldes von dem Schalter der Bank abwandte, ließ er dem Mann in der Hand, den er unter allen Menschen am liebsten zu treffen erwartet hätte.

Zweites Kapitel.

Das Geschäft im Hotel.

„Hör, ich meine Namen nicht aus, wenn du

Kostüm - Anstalt

Wanne-Eckel, Hindenburgstr. 159 Ruf 41669

Diverse Preismarken kostüm. Vorbestellung erbeten.

Neubauhypotheken

permißt schnell und sicher

9. Bahnh. Geme. Wohnungsbau 99/101

Neubau. Büro Hinterhaus.

Herner Sackhaus Fr. Spies

Abteilung: Polstermaterial,

Harne, Garlenstraße 24

(Nähe Altmann), der weiteste Weg

lobt sich nach hier.

zeuge

Fr. Knaden

Bürostraße 90

Karneval-Kostüm

in allen Ausführungen und Preislagen, liefert teilweise

Kostüm - Anstalt

Wanne-Eckel, Hindenburgstr. 159 Ruf 41669

Diverse Preismarken kostüm. Vorbestellung erbeten.

Die Beerdigung findet am Freitag, dem 1. Februar, nachmittags 8 Uhr, vom Trauer- hause, Rudolfstraße 36 und um 4 Uhr von der St. Marienkirche Baukau aus, zum Friedhof in Baukau statt. 135c

Etage

zu mieten

es in der

mit frei-

geren unter

Ungeiger.

tes

Zimmer

ten, 199c

ene

trahis 118

abau

nos

gebrauchte

emmen Be-

gungen

geben.

Junius

L. W.

istr. 29.

This image shows a vertical strip of a document page. On the left side, there is a dark, textured vertical band representing the book's binding or gutter. To the right of this band is a light-colored, off-white page area. The page appears to be mostly blank, with some very faint, scattered dark specks and a slight vertical crease or shadow line running down the center of the page area. No text or other markings are visible.

Capitol

Unser Kino-Werbe-Monat beginnt
ab heute Donnerstag 4 Uhr!

Die Wahrheit über die Fremdenlegion

der größten Kulturschande unseres Jahrhunderts!
Der größte Fremdenlegionsfilm aller Zeiten!

Noch nie wurden
solche Szenen ge-
dreht, noch nie
wurden derartige
Bilder gezeigt, die
so klar und über-
zeugend Leben
atmen.



Die Hölle der Heimatlosen

10 packende Akte aus der Hölle von Sidi bel Abes
Die Darsteller: **Imogene Robertson**, die Verführerin
Jane Marlowe, das schöne entzückte Mädchen
Norman Kerry, unvergleichlich aus vielen
Filmen, spielt die Hauptrolle als
Legionär Richard oder Nr. 4005
Lewis Stone, der große Charakterdarsteller.

7000

aller Legionäre des Heeres der Heimatlosen
stellt Deutschland! Deutsches Blondhaar flim-
mert in der afrikanischen Hölle. Deutsche
Jungen verrücken in der grenzenlosen Einsam-
keit des Wüstensandes Französisch-Marokkos.

Jeder, der „Die Hölle der Heimatlosen“ im Bilde
gesehen, hat für alle Zeiten genug davon!

Gratulationen drängen zum Ausdruck, daß
jeder der Bevölkerung, entführt über die
Zeit der Mittel, mit denen von Reddinghau-
gearbeitet wurde, einmütig in der entschlos-
senheit der Selbstständigkeit
meinde Herten seien und daß ange-
„Impotenz der Reddinghauer Kommuna-
aus „Reddinghauer“ und „Herttha“
is ein Paar werden könne. Der Ber-
christlichen Arbeiterchaft bedte eine neue
ung auf, indem er von einem Briefe Kenn-
wotir er namens der Arbeiterchaft die Ein-
ung von Herten nach Reddinghausen gefor-
en solle. In diesem Falle der Briefe durch gem

Aus und für

Das neue Modell „K“
1700
ist mühe der traditionellen Erfindungen
konstruiert, die für die Zukunft der In-
dustrie charakteristisch sind. IBACH-Instru-
mente bestimmen die neue Konstruktions-
sollen und eine in hohen Fertige-
stufen modernster Fabrikation er-
möglichste formenmäßige Herstellung.
allergünstigste, die auf jeglicher
benutzenden Maschine vorzuziehen
ergaben die neue Konstruktion, die noch
nie in einem so günstigen Verhältnis
zur Qualität der IBACH-Instru-
mente stand und die daher zum nach-
sten Standard-Instrument der Kla-
viervirtuosen zählt.

Alleinvertretung für Herne:
Gebr. Schmehl, Klavierbauer,
Bahnhofstraße 121, Manteuffelstr. Ecke.

Nur im Spezialgeschäft
kauft man am besten und vor-
teilhaftesten sämtliche Sorten

WASCHMASCHINEN WASSERMOTORE

Wringer, Mangeln,
Herde und Öfen zu
den günstigsten Bedingungen
und niedrigsten Preisen.
Größte Auswahl! Sämtliche
Ersatzteile! 171b

Reparaturen!

Hans Hummels
Herne, Wilhelmstr. 22

3 M. pro Woche



**Apparate
billiger**
um damit zu
räumen
Spezialhaus
Dengel
Herne, Neustr. 1a.

Schütz
vernickelt alles
Dammstr. 4



PIANOS-FLÜGEL
vollendet, ton-
schön, dauerhaft und
brauchbar immerwert
Gebr. Instrumente
Mietklaviere
Stimmungen
Reparaturen
IBACH
STAMMHAUS
BARMEN
Neuer Weg 49
Fernruf 799011

Euch
fette Schweine
zu kaufen. Offerten
unter R. 3. 74 an
den Herne Anz.

.... Seit Wochen geht ein Raunen durch alle Kreise der Filmfreunde

Ein neuer Heidelbergfilm.
Etwas Ueberwältigendes soll dieser
Film sein!

Amerika hat sich dieses deutsches aller
deutschen Bühnenstücke angenommen, aber
es hat nur die vielen — vielen Dollars und die
beiden Hauptdarsteller gegeben

Ramon Novarro, den Ben-Hur-Darsteller als Karl Heinz
Norma Shearer, die große Künstlerin als Kathi

Der große deutsche Meisterregisseur
Ernst Lubitsch ist der Schöpfer.
Man reiste nach Heidelberg und es entstand
einer der gewaltigsten und schönsten
Filme zu deutschem Ruhme.

Die Spötter

welche sagten: Na ja — schon wieder ein
Heidelbergfilm

sind verstummt

Die Größe dieses Werkes rang auch
ihnen höchste Bewunderung ab.
Bei diesen Bildern muß jedem das
Herz aufgehen.

Achtung! Karnevals- Stimmung!

Harold Lloyd

kommt mit seiner Schwiegermutter!!!!
und die eingeheiraten Lachmuskeln werden
beweglich werden.

Das Publikum wird in Freude schwimmen.
Die ältesten Leute werden sich nicht erinnern
können, daß man in Herne je so gelacht hätte.

Achtung! Persönliches Auftreten!!!

Auch das berühmte

Rheinische Vokalquartett
hat sich auf den Weg gemacht und tritt
morgen in Herne ein.

Wir wollen Sie mit unserer Re-
klame nicht überreden, sondern
wir wollen Sie überzeugen.

Ab morgen sehen und hören Sie das alles in der

SCHAUBURG

Warten Sie
mit Ihren Einkäufen
KAUFMANN
HERNE

Beachten Sie unsere weiteren Anzeigen

Merken Sie sich der Herren- Friseur Salon B. Blankenburg

befindet sich ab 1. Februar, v. d. Heydstr. 6
(gegenüber der Herne Zeitung.)

Es wird mein Bestreben sein, meine Kundschaft
auch im neuen Lokal in altbekannter Weise zutrie-
den zu stellen.

B. Blankenburg Friseurmeister
v. d. Heydstraße 6

Tabelle der Lohn- u. Abschlagstage 1929

Stück 50 Pfennig / Vorrätig bei

Koethers & Röttsches

Herne, neben dem Postamt

Auch unsere Botinnen nehmen
Bestellungen entgegen

Waren Sie schon einmal

Farbenhaus Franz Thies

????????

Dort erhalten Sie stets das

Beste vom Besten

bei aufmerksamer und fachgemäßer Be-
dienung. Rat und Auskunft in allen
Fachfragen bereitwilligst. Nur 16b

Mont-Cenisstraße 17.

Dauerwellen

System „Meyer“ 1093b
einzig am Platze, 6 Monate haltbar, garantiert unschädlich für das Haar
Parfümerie Grabowski
Inhaber Fr. Badenhorst
Einziges und ältestes Spezialgeschäft am Platze
Herne, Bahnhofstr. 20 / Ruf 52436

Wer nicht inseriert,
gerät in Vergessenheit!

Bilder aus dem Herner Gerichtssaal.

Erster Fall mit Präerocals.
Ein Heraner Baitwirt bestellte bei einem Hiesigen Hadfleisch. Er bekam es und trich es auf die Bröden. Der Selber des chemischen Unterlagersamtes, Bodum, fand sich nur eines Tages an. Der Herr, der es nicht einnahm, hatte Hadfleisch bekommen und fand darin das Präerocals. Gewöhnliches Salz hat Pulverform, dieses ist fraktioniert. Schon 10 Gramm Präerocals genügen, um Böcher im Magen hervorzuheulen. Hier wurden allerdings nur 0,71 Prozent von

Er will sich jetzt bestimmt bessern.

Wiee Verhältnisse innerhalb der Familie haben den Angefallenen schon vor einem Jahre dazu veranlaßt, die ihm übergebenen Ansgangstoffe zu verlassen. Er schien auch damals nicht gern arbeiten zu wollen. Schon drei- bis viermal ist er vom hiesigen Gerichte verurteilt worden. Es lag immer von einer Gefängnisstrafe ab, um ihm die Möglichkeit nicht zu nehmen, in Freiheit die Selbsttrafen auszuüben und für seine Familie zu sorgen. Nun erkrankte der aus dem Bahn der Redlichkeit Geratene, den geliebtesten Mitarbeitern die Stoffe wieder zu erzeugen. Er erhielt für die vorliegenden zwei Vergehen 60 M. Selbsttrafen über 6 Tage Haft.

Stillelegungen auf „General Blumenthal“ und „Reddinghausen“.

Weitere Stilllegungsverhandlungen betrafen die Stilllegungen der Kleinfotereien auf den Zechen General Lumenthal 3 und 4^{te}, die zur Bergwerkgesellschaft Hibernia gehören, Reddinghausen und Carl (zum Köln-Reußener Bergwerksverein in Effen gehörig). Von diesen Stilllegungen werden insgesamt 143 Arbeiter und 6 Angestellte betroffen, die Ende des Monats zur Entlassung kommen. Bezüglich 46 Mann sollen von letzteren für Notstandsarbeiten auf den Fotereien verbleiben bzw. auf Vereinigungszeit untergebracht werden. Zum nächsten Ründigungstermin ist wiederum in einer Reihe von Fällen im Ruhrbergbau Ründigungen ausgesprochen worden, die aber nur geringen Umfangs sind. Wenn auch weiterhin die Aufnahmefähigkeit von Bergarbeitern nach wie vor gering bleibt, so konnten doch eine ganze Anzahl Kohlenhauer in anderen deutlichen Bergbaubezirken untergebracht werden, beispielsweise im Tachener Steinkohlenbezirk, während im schächstlichen Steinkohlenbergbau Arbeitskräfte über Tage aufgenommen werden konnten.

Die „bölen Buben“ feiern am Samstag, dem 2. Februar, in sämtlichen dekorierten Räumen des Stadigarten-Restaurants ihr diesjähriges Karnevals- fest. Humor, Stimmung soll die Parole sein. Einige prominente Mitglieder der Original-Captain-Nelson- Truppe haben ihre Mitwirkung zugesagt, so daß wirk- lich genussreiche Stunden bevorstehen. Bitte sich vor- her zu sichern, mehr langsam.

* Der Verein heimattreuer Ost- und Westpreußen feiert kommenden Sonntag in seinem Vereinsheim Strickmann an der Shamrockstraße sein diesjähriges Winterfest in Form eines großen Karnevalsprogramms. Der Vorstand hat sich alle Mühe gegeben, seinen Mitgliedern auf diesem Feste etwas ganz Her vorragendes zu bieten. Den Mitgliedern, die sich hierbei besonders auszeichnen, münden drei schöne Herren- und drei Damenpreise. Für gute Wirtin ist gelobt. Der Vorstand lädt alle Mitglieder und deren Gäste, sowie die angeschlossenen Vereine der Grenz landdeutschen herzlich zu dieser Veranstaltung ein. (Siehe auch Vereinslander.)

Der Krieger- u. Landwehren hiezu, gegf. 1880, hatte zu Sonnabend, den 26. Januar, seine Mitglieder und Gönner mit Familie zu einem Familienabend in die Räume des Kameraden Georg Hilde, Osterdorfer, eingeladen. Der 1. Vorsitzende A. Stöckert begrüßte das ganze Haus mit herzlichem Worten, besonders den 2. Vorsitzenden des Kreisriegerverbandes, Stabiliten Biegel. Der Vorsitzende wies in seiner Begrüßungsumsprache darauf hin, daß die Sicherstellung der Wohlfahrteinrichtungen vom Vorstand als eine der Hauptaufgaben betrachtet werde. Nur so sei es im vergangenen Jahre möglich gewesen, 1500 RM zu den Unterhaltungen pp. aufzubringen und trotzdem das Vereinsvermögen auf 3000 RM zu bringen. Kamerad A. dankte allen Mitgliedern und Gönnern, welche es möglich gemacht hätten, eine so großartig aufgesetzene Verlosung am heutigen Tage zu schaffen. Er entwidmete dann Gedankengänge über den Kampf gegen die Kriegsgeldsucht, den Schandparagraphen von

bielt am Freitag seine diesjährige Generalversammlung im Vereinsheim Knapp ab, zu der die Mitglieder in fastlicher Zahl erschienen waren. Der Jahresbericht ließ erkennen, daß der Verein im verfloßenen Jahre auf einen nicht geringen Fortschritt zurückblicken kann. Mit mehreren größeren Veranstaltungen ist der Verein an die Öffentlichkeit getreten. Bei der Wahl des Jahresgemäcks ausstehenden Vorstandes wurden alle, bis auf den Kassierer, einstimmig wiedergewählt. Die Vorstandswahl ergab folgendes Bild: Vorsitzender Drillinghaus, Schriftführer Taudien, Kassierer Sander, Beisitzer Jauer und Sobota. Anschließend sprach der Vorsitzende allen Kameraden, besonders dem aus dem Vorstand scheidenden Kameraden Kleinforse, für ihre treue und verdienstvolle Mitarbeit den besten Dank aus.

★ Der Verein der Photofreunde
hat heute (Donnerstag) abends in seiner Dunkelkammer in der Schule 2, Eds. Böns- und Wilhelmstraße (Eingang Moritzplatz), seinen Vereinsabend ab. Die Teilnahme ist für jeden Photofreund unerschwinglich, aber äußerst interessant. Es wird der „Eds.“-Vergrößerungsapparat vorgeführt werden, sowie ein neues, billiges Instrument zur Berechnung der Tiefenschärfe. Ferner werden Arbeiten des Vereins und die Besager-Bildermappe ausgestellt sein.

Der von Jahr zu Jahr gewaltig steigende Umsatz ist der beste Beweis unserer Leistungsfähigkeit • Die größten Konzerne und Fabrikanien Deutschlands sind unsere Lieferanten •

**Neue Kleidungsstoffe, Seiden, Besätze und Mode-
waren sind bereits eingetroffen • Um Sie von
der Reichhaltigkeit unserer Läger zu über-
zeugen, gewähren wir vom 31. I. bis 6. II. 20**

20% Rabatt

auf sämtliche Mantelstoffe, Kleiderstoffe, Seiden, Karneval - Stoffe, Karneval-Artikel und Strickwaren.

Wehling / Herne

Beilage zum Berner Anzeiger.

Ein Lebensbild.

Nachdem der Papst ihre erste Ehe mit dem Grafen Dönhof, dem damaligen Vizekönig in Albanien, im Jahre 1884 für unaltäglich erklärt hatte, reichte sie zwei Jahre später dem Leutnantsrat Bernhard v. Bülow die Hand zum Ehebande. Bulareff und Petersburg waren die nächsten Stationen in der Laufbahn des hoffnungsvollen Diplomaten. Dann folgte die glücklichste Zeit des jungen Paares, die Jahre, in denen Bülow als Vizekönig in den prunkvollen Räumen des Palazzo Caffarelli residierte. Die Weltküsten und das liebenswürdigste Wien

Der Treubruch Italiens und der uneliche Ausgang des Krieges haben den alten Staatsmann bewogen, der Postit für immer zu entlassen. Enttäuscht und still zog sich das Paar nach dem geliebten Rom zurück, wo sie in stiller Beichauheit Jahre heilichen Friedens erleben durften. Nun hat der Fürst seine treue Lebensgefährtin verloren.

Was ich auch immer Gutes in mir habe.

„Was ich auch immer Gutes in mir habe.

einer glanzvollen und großen Epoche zugehörig.

Don Clara Mendez.

Die deutsche Hausfrau hat diese Pflicht jetzt mehr als irgendeine andere, weil sie berufen ist am

ein Teil des Menschen ist? Das erste Erkenntnis zu verbreiten und zu lehren, das mit ihm zusammenhängt, ist die Erkenntnis der Selbst- und der Mitmenschen. Sie zu erhalten, heißt die Erziehung zu erhalten und zu erneuern, die Erneuerung halt vorgekommen werden, bedeuten nicht nur einen Wertzuwachs am Eigentum, sie sind auch Verdienst und Einkünfte der arbeitenden Schichten, die dadurch der sorgenden Allgemeinheit nicht weiter zur Last fallen. Eine solche Ordnung ist zugleich bestes Erziehungsmittel für die Kinder, die an den Reichtum des Hauses gewöhnt werden müssen. Die deutliche Unterscheidung darf kein fremder Begriff für die Hausfrau sein, der ihr nicht Anteilnahme erweckt, sie muß tief eindringen in die Fragen der Einfuhr ausländischer Waren und in die von politischen Fesseln, einem unbilligen Auftrieb zum Bestand, zum Wohl, oder sogar zum Wohlstand nicht durchgeführt wird. Die Frauen müssen sich klar darüber sein, daß keine Ausfuhr aus einem Industriezweig möglich ist, wenn es nicht auch anderen Ländern durch Verkauf seiner Produkte die Mittel zum Einkauf bei uns gibt.

A black and white illustration of a 1920s party scene. In the foreground, a man in a tuxedo and a woman in a pearl necklace are seated at a table with champagne. In the background, several women in elaborate 1920s dresses, including one with a large fur stole, are walking and talking.

[illegible]

Und nun ist auch der dritte, der eigentliche, der traditionelle „Pfeilschall“ vorüber, den man scherzhaft, aber nicht mit Unrecht, den „Schall der Republik“ nennt. Wie alljährlich, reicheten die Kienräume des „Joo“ auch diesmal nicht aus; in den ersten Stunden — so bis nach Mitternacht — ließ ausgiebig mit „Jus und Taus“, „Sap und Smor“ zu beschalligen. „Jus“ und „Taus“ muß schließlich nicht zum Pfeilschall „Joo“ gehen, es will man leben und, wenn irrend möglich, leben werden. „Sap“ und „Smor“ ist natürlich die Verren der Rechts- und Staatsregierung, die die Angelegenheiten, Betreiter sämtlicher Behörden, die Herren aus den Parlamenten, die Führer unserer Industrie und Arina, die Bühnen- und Filmgesellschaften mit ihren Sätzen, marante Köpfe aus dem Reich aller vier Haktalen, ad, es war eben einfach aus Berlin da. . . Und des alles hat in Ehren- und anderen Vogen und ließ sich bewundern (vielleicht nicht; immer gerade gern), plauderte, war einmal sorgenlos, lästete sich wohl als Gold der Freie. Die anderen, weniger prominenten, sagigte aber fluteten als dunte Schar von Saal zu Saal. . . . Soweit es sich um Damen handelte — gab auch theoretisch die notwendigste Grund zur Bewunderung. Denn nicht der Pfeilschall, sondern ein modischer Glamour: höchster Stolz jeder Dame ist ein modischer Glamour: Toilette befriedigen, ihr Name annehmen, im Gesellschaften führende Beobachter haben wieder einmal „Burdorff“ gefächelt, gerade hier, wo weniger flatter Tona als repräsentatives Promenieren möglich war, hätten die Damen Gelegenheit, Gesicht und Schid zu zeigen. Doch im vorigen Jahre lag man fast nur Abendmonten, schwere Protastüllen, tollsteife Pelze in diesem Jahr aber blieben letztere, so um einige tollste Demein-

Die abgebildeten Modelle.

Die Halskette, die aus vierfachen Goldschleifchen besteht, die mit je einem anderen Gliede miteinander verbunden sind, wird so getragen, daß der Anhänger in den Hals sinkt. Besonders originell ist die Form. Die nicht zu kurzen Haare werden sehr wohl, nach hinten abgefrämmt und mit Kömchen behaftet. Die Enden, die in der Mitte zusammenstreffen, werden geflocht und bilden einen Hakenkamm.

Besonders reizvoll am nächsten Kleide ist der „Hals-Ausschnitt“, der auch in dieser Saison öfters aufgeführt sein kann. Sehr gut geeignet werden auch die kleinen „Nacken“ mit oder ohne Halsband, die mehr als Zeit-Georäthe oder Crepe-Satin sind und bedeckt oder unbedeckt, stets in der Farbe zum Kleide paßt, aber öfters auch demselben Material sind.

Die mittelste Figur hat ein Kleid aus Crepe-Satin mit Breitkreuzen an den Schultern und am Gürtel und ein solches, das sich durch ein gleiches Band über die schrägen Gürtelspitze, die an der linken Seite eine solche große Schleife bildet. Das Abendkleid ist aus demselben Material und wird entweder andersfarbig oder polierend zu dem modernen Silberlamé gealtert.

Das vierte Modell trägt ein Georgette-Kleid mit einer Spitze, die hinten einen gleichbreiten Teil an einer Georgette-Nackten mit Volants bedeckt.

Das Fünftenkleid der nebenstehenden Mode hat einen besondersartigen Rock, der vorne etwas hinten in eine Art schleppartigen Zipfel endet. Eingereiht ist es ganz richtig.

Ganz reizend zur jungen Mädchen ist auch dieses Kleid mit einer Taille aus Velour-Sacqué und einem gleichfarbigen Polentaiz aus Georgette.

Die letzte Dame trägt ein elegantes Crepe-Satin-Kleid, das hinten einen fast ständigen Teil, der sich endet im Rücken in eine gewisse

[illegible]

Die Kunst des Wohnens ist eine andere geworden. Der alte Stil der Möbel und die Auffassung vom Leben in der Wohnung haben sich geändert. Die ruhigen, beschaulichen Tage von einst sind für viele Schichten des Volkes vorbei, und wir fordern vor allem vom Heim, daß es befreie von der ermüdenden Sorgenlast des Tages.

In Licht und Farbe die Beherrcher der neuen Wohnräume. Wenn man aber der neuen Wohnfunk beliebigen Zweckmäßigkeit als ein Ornamente versieht, muß der Gesamteindruck mit Rand, Decken und Fußboden, durch Licht und Farberwirkung geschwächt werden. Farbige Raumgestaltung ist die Sehnsucht unserer Zeit. In den Wohnräumen kann durch Blumen viel zur Erreichung dieses Zieles beitragen werden. Mit den Blumen bringen wir eine unerhöpfliche Quelle gestalterischer Reize in unser Heim. Denn nicht die Menge der Gegenstände ist es, welche dem Heim die behagliche Note gibt, sondern die behagliche Wahl der Einlegegegenstände, die Beziehungen der Gegenstände untereinander, den harmonischen Kontakt zwischen Wohnraum und Bewohner schafft. Auch ein kleiner Raum, ja selbst ein "schöner Zimmer", kann vieles störrische Wohnschlaf ausströmen, wenn der Persönlichkeit sich darin auslebt. Mit zunehmender Notwendigkeit fällt der Mensch Eintreten auf den Fenster, es ist zugleich der untrügliche Gradmesser der Kultur und Bildung des Bewohners.

Die in der neuen Wohnflur beliebten Leichten Fenster Vorhänge sind im Gegesatz zu der verflochten Zeit darauf gerichtet, dem Licht, der Luft und auch der Sonne den Eintritt in die Wohnung freizulassen. Durch die Umgestaltung ist am Fenster Platz für Blumen geschaffen. Mehr als von einem Kunstwerk neben nachtheilige Wirkungen von einer blühenden Blume empfunden wird. Der Blick auf blühende Blumen hat wohl weder an der eigenen Seele, als auch der nächsten Gemüther, die ihre Freude am Schönen und Ungeöhnlichen nicht verlegen können, lassen sich von diesem Zauber immer wieder umfassen. Die einfachen, groben Linien und Flächen der Möbel der neuen Wohnungen hinterlassen leicht einen faulen, mühsamen und borten Eindruck. Wenn man die Einmüdigkeit dieser Ausstattungen belegen will, so kann dies durch Gemälde, Bildwerke, archaischen Gegenstände, oder durch Blumen bewirkt werden. Durch Blumen wird die Einmüdigkeit kommen die leicht duffigen Stoffe der Winterbekleidung besonders zur Geltung. Die Auswahl von Blumen für Kinder der Gloria, die sich als Zimmerblumen eignen, ist fast unbegrenzt; selbst in den Wintermonaten lassen sich mit möglicher Mühe vorliegende Blumenarten auswählen. Im Wintermonat erhalten,

„Ich kasse sie doch logar, es thuen zum Gschunt in machem. Doch eine schlechte Heilung.“

„Gaffen Sie doch einmal fehen!“ Sie nahm ihm das Heilung, lechtem aus der Hand. „Ein Ders, umrankt von Dornen, wenn ich nicht tirs.“

„Ich kasse sie doch logar, es thuen zum Gschunt in machem. Doch eine schlechte Heilung.“

„Gaffen Sie doch einmal fehen!“ Sie nahm ihm das Heilung, lechtem aus der Hand. „Ein Ders, umrankt von Dornen, wenn ich nicht tirs.“

aus vergräbte sie von innen. „Ich habe sie doch
„Kneien“, murmelte er.

Krau Ada hatte sich längst in ihren Sessel zurück-
gelehnt. Sie beobachtete. Und ihre großen, feinen,
„A. A. Augen“ schlossen sich ein wenig. Fast wurden sie
zu einem Schlitze. Er ist ein fönischer Mann, eine es
den durch den Sinn. Alle Tugenden, wenn sie sich
den Tugenden nähern, sind fönisch.

Die Uhr ging nicht, er mochte anstellen, was er
wollte. Eine nachschende Uhr aber konnte man un-
möglich als Brautgeschenk gebrauchen. Ueberhaupt
war die Vase tot.

Krau Ada löste die Verlegenheit.
„Kamen Sie, um mir dies allerdings eienartige
Wert zu setzen?“ fragte sie und sah die Brauen ein
wenig hoch.
„Gewiß, gewiß“, erwiderte er hastig. „Ich dachte

logar, es Ihnen zum Geschenk zu machen. Doch eine
fehlerhafte Uhr.

„Lassen Sie doch einmal sehen!“ Sie nahm ihm
das Werk aus der Hand. „Ein Vers, umrankt von
Dornen, wenn ich nicht irre.“
„Dornen?“ Für Dornen leben Sie das an?“
„Wofür sonst?“

„Und Sie, welche unbarmherzig das Herz durch-
stechen. Sehen Sie da: da sieht es gar aus, als fälle
ein Tropfen Blut in die Dornen.“
Der Herr Adianti fühlte mit einem Male eine
große Kälte über sich kommen. Und eine große Angst.
Also so gefährlich war das Spiel der Liebe. Dornen
waren es, was er für Ranten anhat, und die Feiner
waren Pfeile, die das Herz bluten ließen.
Er nahm die Uhr hastig zurück. Und wickelte sie
wieder ein. Sie tickte nicht mehr — und in
seinem Herzen war es ebenso still geworden.

„Ach ja“, sagte Frau Ada verkommen, „es gibt
Menschen, die weder die Dornen noch die Pfeile
kennen — Menschen mit einer kleinen, schwachen
Liebe, deren Herz wohl auch ein wenig tickt, aber ein
kleiner feiner Zufall läßt es stillstehen.“

Sie fand auf. „Und ein solches Herz — ein solches
Herz haben Sie, Herr Adianti.“
Sie nickte ihm zu — groß und leeren und ein
wenig traurig, und verließ das Zimmer.

Er fand da, wickelte noch an seinem Etui mit
nerodien Fingern, und tam sich unendlich lächerlich vor
— aber auch gereizt.
So kam es, daß der Herr Adianti Hieronymus
Gruber sein Leben lang ein Dagestlos blieb. So kam
es aber auch, daß in dem Geist eines Dichters durch
Krau Adas wehmütigen Bericht der erste Keim zu
einem leeren Herzen geweckt wurde: „Ich trage,
wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir.“

Was sich die Welt erzählt

Eine Freilicht-Glyptothek im Schnee.

Deutschen Künstlern zur Nachahmung empfohlen!
Von Dr. Ernst Kühn.

Wir Deutschen sind leider ein verarmtes Volk und
vorläufig nicht umstande, für kulturelle Zwecke, in-
sondere für die Unterhaltung der nachlassenden
Kunst der Freilicht-Glyptothek, auch nur annähernd die
Mittel glücklicher gestellter Nationen auszubringen.
Man so mehr aber sollten wir bestrebt sein, um solche
Erfahrungen und Anregungen des Auges des zu einem
zu machen, die geeignet erscheinen, mit einem ver-
hältnismäßig geringen Kostenaufwand der Verfolgung
eines so wichtigen Zieles, wie es nun einmal die
Kunst und Förderung der bodenständigen Kunst eines
Volkes und ihrer Vertreter darstellt, zu dienen.

Da ist beispielsweise für die dänische Schö-
nheits-Idole, die in der dänischen Kunst mit einem
überaus originellen wie leicht zu vermittelnden Ge-
danken an die Öffentlichkeit seines Vaterlandes heran-
geleitet werden, auch anderen Kreisen der
deutschen Kunstwelt zur Anwendung ver-
wendet zu werden. Es handelt sich um die Anlage
einer Freilicht-Glyptothek im Schnee, die
vor dem Hauptportal des Troost in Rosenhagen ge-
richtet werden soll. Gewiß, Berlin und München sind
nicht Rosenhagen; der deutsche Winter verläuft im
allgemeinen viel milder und unbedingter als der
nordische. So wird mancher von uns dem Gedanken
der Verwirklichung einer solchen Freilicht-Glyptothek auf
deutschem Boden entgegenstellen, und dennoch ist die
Einseitigkeit dieser Idee wertvoll genug, um auch in
den deutschen Öffentlichkeit einige Beachtung be-
zuehrden zu können. Abgesehen von der Klarheit
bedarf es zur Lösung dieses Problems nur einiger
arbeitsfähiger Künstlerhände, die unüberwindlich sind
für die nach erfolgtem Schneefall einer Reihe be-
stimmter Winterarbeiten, an denen die Kunstwerke
des Theaters nicht über den Gesichtspunkt stehen.
Die Materialkosten sind nicht hoch, und es
müßte doch merkwürdig aussehen, falls sich der Ge-
dachte Jünglings nicht auch auf deutschen Boden aus-
breiten vermüßte. Immer wieder wird
man in Künstlerkreisen der deutschen Öffentlichkeit
Knappe an Kunststätten vor, liegt über dänische Kunst
in Kunstkreisen und Ausstellungen, ohne oft den
Kern dieser Frage zu erwägen: mangelnde Volkstüm-
lichkeit der künstlerisch Schaffenden. Der Däne Jor-
ensen weiß nun einen Mann, der auch für deutsche
Künstler geeignet erscheint: Schaffung einer Freilicht-
Glyptothek im Schnee die den jungen, unbekannten
Künstlern Denkmäler im Rahmen eines künstlerischen
Weltwerks Gelegenheit geben soll, ihr Können vor
der Öffentlichkeit unter Beweis zu stellen. Diese
Glyptothek aus Schnee ist also vor dem Hauptportal
der großen internationalen Vergnügungsschänke Rosen-
hagens des Troost, geplant und soll im Laufe einiger
Tage Wirklichkeit werden, und zwar auf einem
Raum von 66 Meter Durchmesser, das von einem
hohen Schneewall umgeben ist. Das Publikum selbst,
bestehend aus der Masse aller Strassenpassanten und
Schaulustigen, soll der jeweiligen Jury durch einfache
Stimmzettel seine Meinung über die besten Kunst-
werke der Glyptothek äußern, wodurch vor allem der
volkstümliche Charakter dieser Ausstellungen betont
wird. Seit sich der Gedanke Rosenhagens durch, so
hofft man in Zukunft mit dieser winterlichen Glypto-
thek nach einer Reihe anderer volkstümlicher Veranstal-
tungen (Gastspiele auf dem Eise u. a.) zu verbinden,
um somit den heimatspezifischen und landlichen Be-
ziehungen im Lande neue Quellen zu erschließen. Das

aber ist zweifellos eine Aufgabe, die des Schwere-
des der Ersten jedes Volkes wert ist. Denn keine Kul-
tur ist anders möglich als auf nationaler Grundlage.

Zwei Briefe. Stimme von Hermann Ver.

Mit der Nachmittagspost von drei Uhr hatte Gorch
Johannsen, der Direktor des großen Warenhauses,
einen an ihn gerichteten, den Bemerkung „Strenge per-
sönlich“ tragenden Brief erhalten. Um acht Uhr
abends, als die weiten Räume leer waren und er die
lästliche Konferenz mit den Abteilungsleitern be-
endet hatte, nahm er sich die Zeit, diesen Brief zu
öffnen. Er hatte damit keine Eile gehabt, wußte er
doch, daß solche Schreiben meistens nur Bitten legend-
weiser Stellungsfindungen enthielten, die auf „alltägliche
Vormerkungen“ in den Bewerberlisten der Firma hin-
wiesen. Dennoch hatte Johannsen nicht, die Zeit
seiner Freunde war klein, um abgesehen von noch
niemals von diesen irgend etwas Briefliches erhalten;
von dem er nicht schon vorher wußte, was sein Inhalt
war.

Johannsen griff bereits nach seinem Mantel, er
hatte es eilig, der Chauffeur wartete mit dem Auto
unten, und noch drängender wartete auf seine Frau,
die er am nächsten Morgen zum zweiten Male heirate,
daß sie verheiratet waren. Er, der damals Bierstia-
führer, der Direktor eines angesehenen Warenhauses,
und sie, die aus beherrschenden Verhältnissen stam-
mende, aber kluge und liebreizende Genossin irgend
eines Rechtsanwalts. Die Vermählung Johannsens
hatte damals das Tagesgespräch gebildet, zumal seine
Abneigung gegen die Frauen bekannt war. Nur einige
ihm Robeliebende wußten den Grund dafür, nämlich
die traumatische Erfahrung Johannsens, der als junger
Mensch seine Liebe einer Unmündigen geschenkt hatte.
Johannsen schlüpfte in den Mantel und entfaltete
dann den Brief. Mit ungläubiger, offenbar verstellter
Schrift stand da geschrieben:

„Sehr geehrter Herr Direktor Johannsen!
„Ihre Frau hat Ihnen verboten, nach ihrem
früheren Leben zu forschen. Wenn Sie die Gründe
für diese einseitige Bedingung, die sie Ihnen bei
der Heirat stellte, wissen wollen, bitte ich Sie, sich
heute nachmittags vier Uhr oder morgen vormittags
acht Uhr ins Blaue Nebenzimmer des Frühlingshotels
zu begeben. Dort erwartet Sie

Claus Diet.“
Johannsen stand betroffen da. Das kam ja un-
vermittelt. Er wandte ein paar Schritte nach vorn,
fühlte sich auf den Tisch, blickte in sich hinein. Dort
drübe der Glaube an die Reinheit einer Frau, den
Junge ihm wieder gegeben hatte, einzufügen. Sollte
Junge auch... Warum hatte sie nur weiter der
Bedingung, daß er niemals ihr früheres Leben zu
erforschen versuchte, überhaupt in die Heirat mit ihm,
den eine große Liebe an sie gefesselt, gewilligt?

Ein hinter freudiger Zweifel war in sein Herz ge-
drungen. Als Johannsen die Treppe hinunterstiegt,
fühlte er sich schwer auf das Geländer.
Während der Fahrt im Auto grübelte er weiter.
Sollte er morgen früh diesen unbekannten Claus Diet
ausfinden, sich von ihm alle Träume, Illusionen zer-
stören lassen?

Das Auto hielt vor Johannsens Haus. Langsam
öffnete er die Tür zum Vorzimmer, schritt ängstlich
Tritts auf den Teppich. Sollte er Jense fragen, sie um
wollte Wahrheit und Klarheit bitten?
Ob er die Haustür öffnen konnte, war auch schon
Jense heraus.

Der ihrer mädchenhaften Schamhaftigkeit stand sie da
und streckte ihrem Mann die Hände entgegen.
„Komm schnell, Gorch“, bat sie mit leiser Stimme
und zog ihn ins Haus, ihm keine Zeit zum Glück
lassend.

Gorch, ich bin in Sorge, heute mittags erhielt ich
diesen Brief. Man will mich darin bestimmen, über
Dich Schlichtes zu erfahren. Da lies!“ Sie reichte
ihm einen Brief.

Johannsen las stierend:
„Wenn Sie erlauben wollen, sehr verehrte Frau
Johannsen, wie Ihr letzter Mann an mir ge-
handelt und mich ins Gefängnis gebracht hat, nach-
dem ich ihm meine Liebe geschenkt, kommen Sie
morgen 11 Uhr ins Palais-Viel und fragen Sie
nach

Rene Berger.“
Johannsen schrak, griff in seine Tasche und reichte
Jense den Brief, den er heute nachmittags erhalten
hatte.

Eine halbe Stunde später saßen Johannsen und
seine Frau in ihrem Wohnzimmer, haben sich in die
Angen, blickten ihre Hände fest ineinander.
Johannsen wußte nun, daß Claus Diet einst Jense
in Liebe anbelehrt und, um sie in einer Weise zu be-
handeln, wie sie es nicht erwartet hatte, Gorch unter-
schleus, seiner Stelle als Kassierer verlustig abgab und
ins Gefängnis wanderte. Jense wußte, daß Rene
Berger auf den Namen ihres Bräutigams Johannsen
Besitz erlangt, und dieser, als er davon erfuhr, An-
zeige erstattet hatte.

„Jense“, nahm Johannsen das Gespräch wieder auf,
„wenn Du mir verzeihen könntest, daß Du einen
Brief erzielst, der mich bei Dir herabziehen wollte,
ich wüßte nicht, ob ich nicht doch morgen ins Gefäng-
nis geschickt würde und bei dieser Stunde der
Schatten des Zweifels und gegenwärtigen Mistrans
unter Glück gelte und schließlich verurteilt hätte.
Dieses Vertrauen hat unsere Ehe gerettet.“
Er zog Jense an sich und küßte sie.

Wie ein Schläger entsteht.

In einem vornehmen Londoner Restaurant feierte
eines Abends eine größere Offiziersgesellschaft ein.
Kurz vor der Vollzeitsunde bestellten sich die Herren
auch von Rotblutengütern gar nicht anders
zu erwarten) Schinken und Eier. Das Gien wurde
gebracht. Aber einer der Gäste fand, der Schinken
sei viel zu zäh. Verärgert rief er einem von der Tisch
ausstehenden bedienten Geist zu: „Warum ist der
Schinken so zäh?“ Der Bediente verschwand mit
einer höflichen Verbeugung und kehrte nach einigen
Minuten mit betrübtem Gesicht zurück. Zum größten
Ergötzen des Gastes brachte er aber nicht etwa eine
neue Portion Schinken und Eier, sondern überreichte
die Gesellschaft mit folgender Erklärung: „Es tut mir
riesig leid, Sir, daß wir diese Kaviar nicht noch
nicht da haben. Jedenfalls ist das Rotenmaterial
bereits bestellt. Sollten Sie aber in der Lage sein,
das neue Rot voranzukommen, würden wir es gern ver-
suchen, die Melodie nach dem Gebir zu spielen.“

Der Bediente war eben — der Leiter der Haus-
kammer, der annahm, die Kellamation „Warum ist der
Schinken so zäh?“ sei der Titel eines neuen
Gasthausers. Zwei Tage später brachte ein
finsterner Kuchenteller, dem der Kellamann die gro-
testen Episode erzählte, das Rot heraus, und „Warum
ist der Schinken so zäh“ wurde in der Tat ein Schläger
erster Güte. Warum auch nicht? Bei uns in Deutsch-
land wurde ja vor Jahren „Der Kiste zum Bohnen-
gerollt“

Am Herdfeuer

Ne. 13 • Unterhaltungsbeilage zum Berliner Anzeiger • 1929

Rufhs Ehe

Der Roman eines Frauenschicksals.
Von H. Brückner.
(Kontinuation von Nr. 12.)

An der Tür klopfte es und auf Berns kurzes Ver-
ein erschien ein Diener mit einem Tablet, auf dem
alles zu einem feinen, leichten Nachtmahl Gebörge
sterisch geordnet stand.
„Sie heißen?“ erkundigte sich Bernhard, dem das
Gesicht fremd war.
„Friedrich Wagner, Herr Baron. Und Frau
Baronin lassen fragen, ob ich hier die Bedienung
übernehmen darf, da der gnädige Herr Baron seinen
Kammerdiener mitbrachte. Ich war früher drei
Jahre als Kammerdiener bei dem Grafen Bernborn
und verleihe den Dienst.“
„Gewiß. Sehr gerne. Wenden Sie sich morgen
um sieben Uhr. Gute Nacht. Heute bedarf ich Ihrer
nicht mehr.“

Auch daran dachte sie, daß er gewohnt war, stets
jemand zu seinem persönlichen Dienst um sich zu
haben.

Als Ruth eines Nachmittags wieder einmal nach
Rosenhagen gefahren war, schenkte Bern gelangweilt
durch das Haus und fand sich plötzlich vor der Tür
des von Ruth bewohnten achteligen Zimmers.
Erst wollte er weiter gehen, aber dann erwachte in
ihm eine brennende Neugier, aber dann brachte alle Be-
denken zum Schweigen. Warum sollte er nicht einen
Blick in das Zimmer tun dürfen? Er war doch ihr
Mann!

Entschlossen öffnete er die Tür und blieb dann in
Rosenhagen über Nacht auf der Schwelle stehen.
Wie entsetzt er war, als er sah, daß der Raum, den
er bisher nur als Kammerdiener gekannt hatte!
Alte, eingelegte Mahagonimöbel, ein prachtvoller
Stuhl, der frei die Mitte des Gemachs einnahm,
Stimmen an den Fensterrahmen, und dort zwischen den
beiden Fenstern ein reiches, so recht zum Trä-
um an schaffendes Bildnis, mit Ottomane, Bäl-
haken, Kissen und zwei ihm halb überhängenden
Vorhangen.

Auf dem Tisch lag ein Klavierauszug aus Tann-
häuser, daneben Lieber von Gien und Jense Wolf.
Immer betörend blühte Bern auf sich. In
welche Welt war er geraten? Dann fiel ihm plötzlich
auf, daß weder sein Bild im Zimmer hing, noch
irgend eins von all den Riesen und sonstigen Schmuck-
gegenständen, die er als geachteter in Paris gekannt.
Alles war ihm fremd und kamme wahrhaftig aus
ihrer Mädchenzeit.

Ihre Abicht, in ihren eigenen Räumen nur wenig-
stens vorübergehend zu verweilen, daß sie nicht mehr
Ruth Jense, sondern Baronin Gien war, lag
so klar zutage, daß sie ihn gründlich verstimmt. Und
sein Herz wuchs noch, als er auf einem Wandbrett
neben anderen Bildern Valentin Glosis wohl-
getroffene Photographie erblickte. Wie konnte sie dies
Bild hier aufstellen? Das frühere, dunkle an-
gehauchte Gesicht des jungen Arztes empörte ihn
schräklich und verleichte ihm den Namen Ruth.

In gereizter Stimmung verließ er das Gemach
und stieg die Treppe hinab. Auf halbem Wege blieb
er wieder stehen. Von unten schlugen aus der Halle
Stimmen an sein Ohr. Ein Bild über das Geländer
zeigte ihm Ruth und Dr. Glosis, der, wie täglich,
kommen war, um nach Rindens zu sehen.

Ruth pflegte sonst doch nie so früh von Rosenhagen
zurückzukehren, also es ihm nicht durch den Kopf.
Warum gerade heute ausgerechnet um die Zeit, da
er ihm so gründlich unheimlich junge Art ge-
wöhnlich seinen Krankenbesuch im Schloß abhielt?

... also Dienstag nachmittags 3 Uhr, ja?“ hörte
Bern das gerade lauten: „Da muß ich ohnehin zum
Friseur hin und wir können dann gleich zu-
hause kommen.“
„Aber gewiß! Nachmittags habe ich selten etwas
im Haus zu tun. Ich nehme Coa mit. Am besten
fahren wir gleich nach Tisch.“
„Aha, aha. Wie geht's in Rosenhagen?“
Bern wartete die Antwort nicht mehr ab. Mit

seiner Laune war, selbst wenn eine Tasse wirtschaf-
lichen Kaffees hinter ihr lag.
Aber ihr Lächeln genügte ihm nicht länger, seit-
dem er dahinter gekommen war, daß sie anders lächeln,
anders plaudern konnte, als sie es ihm gegenüber tat.
Wenn er heimlich Gelegenheit fand, sie im Verkehr
mit Valentin oder Gien zu beobachten, wie warm
und herzlich war dann ihr Ton, wie liebreich ihr
Lächeln, wie jung, anmutig und mädchenhaft sah sie
dann aus. Keine Spur von alter Weiblichkeit oder Stolz
offenbarte sich alsdann in ihrem Wesen.
Keine Ahnung hatte ihm, wie es in ihrer Seele
wirklich aussah. Was es sie lockte, überhaupt in
Rosenhagen zu bleiben, ihn nie merken zu lassen, wie
jammervoll ihr Herz unter diesem Versteckspiel mit
ihm litt, seit sie wußte, weshalb er gekommen —
denn natürlich hatte sie längst erfahren, daß auch Wil-
helms von Paris zurückgekehrt waren — all das
verhielt sie verborgen und sich.

Als Ruth eines Nachmittags wieder einmal nach
Rosenhagen gefahren war, schenkte Bern gelangweilt
durch das Haus und fand sich plötzlich vor der Tür
des von Ruth bewohnten achteligen Zimmers.
Erst wollte er weiter gehen, aber dann erwachte in
ihm eine brennende Neugier, aber dann brachte alle Be-
denken zum Schweigen. Warum sollte er nicht einen
Blick in das Zimmer tun dürfen? Er war doch ihr
Mann!

Entschlossen öffnete er die Tür und blieb dann in
Rosenhagen über Nacht auf der Schwelle stehen.
Wie entsetzt er war, als er sah, daß der Raum, den
er bisher nur als Kammerdiener gekannt hatte!
Alte, eingelegte Mahagonimöbel, ein prachtvoller
Stuhl, der frei die Mitte des Gemachs einnahm,
Stimmen an den Fensterrahmen, und dort zwischen den
beiden Fenstern ein reiches, so recht zum Trä-
um an schaffendes Bildnis, mit Ottomane, Bäl-
haken, Kissen und zwei ihm halb überhängenden
Vorhangen.

Auf dem Tisch lag ein Klavierauszug aus Tann-
häuser, daneben Lieber von Gien und Jense Wolf.
Immer betörend blühte Bern auf sich. In
welche Welt war er geraten? Dann fiel ihm plötzlich
auf, daß weder sein Bild im Zimmer hing, noch
irgend eins von all den Riesen und sonstigen Schmuck-
gegenständen, die er als geachteter in Paris gekannt.
Alles war ihm fremd und kamme wahrhaftig aus
ihrer Mädchenzeit.

Ihre Abicht, in ihren eigenen Räumen nur wenig-
stens vorübergehend zu verweilen, daß sie nicht mehr
Ruth Jense, sondern Baronin Gien war, lag
so klar zutage, daß sie ihn gründlich verstimmt. Und
sein Herz wuchs noch, als er auf einem Wandbrett
neben anderen Bildern Valentin Glosis wohl-
getroffene Photographie erblickte. Wie konnte sie dies
Bild hier aufstellen? Das frühere, dunkle an-
gehauchte Gesicht des jungen Arztes empörte ihn
schräklich und verleichte ihm den Namen Ruth.

In gereizter Stimmung verließ er das Gemach
und stieg die Treppe hinab. Auf halbem Wege blieb
er wieder stehen. Von unten schlugen aus der Halle
Stimmen an sein Ohr. Ein Bild über das Geländer
zeigte ihm Ruth und Dr. Glosis, der, wie täglich,
kommen war, um nach Rindens zu sehen.

Ruth pflegte sonst doch nie so früh von Rosenhagen
zurückzukehren, also es ihm nicht durch den Kopf.
Warum gerade heute ausgerechnet um die Zeit, da
er ihm so gründlich unheimlich junge Art ge-
wöhnlich seinen Krankenbesuch im Schloß abhielt?

... also Dienstag nachmittags 3 Uhr, ja?“ hörte
Bern das gerade lauten: „Da muß ich ohnehin zum
Friseur hin und wir können dann gleich zu-
hause kommen.“
„Aber gewiß! Nachmittags habe ich selten etwas
im Haus zu tun. Ich nehme Coa mit. Am besten
fahren wir gleich nach Tisch.“
„Aha, aha. Wie geht's in Rosenhagen?“
Bern wartete die Antwort nicht mehr ab. Mit

kurzem Gruß und finstere Miene schritt er an beiden
vorüber und trat ins Freie.
Das Wetter hatte sich aufgekühlt. Er wollte nun
noch ausreiten. Immer noch ängstlich, bestieg
er sein Pferd, und zum erstenmal schlug er die Rich-
tung nach Rosenhagen ein, was er bisher stets ver-
mieden hatte.

Er schlug einen einsamen Fuchsbau ein, der hinter
der Wildenmarker Parkmauer zum Türlentbühl em-
porstiege. Dort brauchte er um diese Jahreszeit
nicht zu befürchten, jemand zu begegnen.

Dennoch empfand er doch plötzlich einen Menschen,
der, zwischen Bäumen halb verborgen, aufmerksam
das Schloß zu beobachten schien und sich bei seinem
Nähen schleunigst im Gebüsch verlor, offenbar ängst-
lich bestrebt, nicht von ihm gesehen zu werden.
Um einen Landstreicher handelte es sich keinesfalls.
Bernhard hatte deutlich gesehen können, daß der sich
so verborgene Besucher einen eleganten Fuchsbau und
eine tief in die Stirn gedrückte Kappe aus Netz trug.
Gestalt und Beweismaßen kamen ihm außerordentlich
merklich und bekannt vor. Wer konnte der Mann
sein? Und warum floh er so eilig? Nachdenklich
geworden, ritt Bern weiter.

Neuzeitliches Kapitel

Am Türlentbühl angelangt, ließ Bern sein Pferd
verharnaken, denn er war rasch aufwärts geritten.
Die abendliche Besehung von vorn wollte ihm
nicht aus dem Kopf. Immer deutlicher ahnte er in
dem fliehenden eine Ähnlichkeit mit der eigenen
und gleichzeitigen Gestalt Valentin Glosis herauszu-
zu haben. Aber wie und in welcher Abicht sollte der
Argentinier hierher kommen? Wie Irene ihm noch
in Paris erzählt hatte, war Valentin längst in seine
Heimat zurückgekehrt.

Langsam schaute Bern dann mit verträumtem Blick
hinab ins Tal auf die weißen Mauern Rosenhagens.
Ruth wurde es dunkel. Bern trübte sein Pferd
an und ritt, um nicht nochmals an Wildenmark vor-
über zu müssen, die Höhe des Türlentbühls aufwärts,
wo am Ende ein Gehweg abwärts gegen Rosen-
hagen führte.

Dabei mußte er ein hart am Wegrand erbautes
kleines Haus passieren, in dem seit langem ein armer
und in der Umgegend über ausgedehnten Hof ge-
baut hatte. Auch heute umfing ihn der faden-
den Nacht Kinder am Wegrand im Schnee herum.
Das Haus selbst, sonst idyllisch und verträumt, schien
im in seiner äußeren Erscheinung seitlich verändert.
Die Fenster waren lauter genutzt, halsige Gardinen
wurden darüber sichtbar und ein Blick ins wohnlich
erleuchtete Innenraum ließ gewisse, Bilder und
elegante Möbel erkennen.

„Komm, hab' Sie denn das große Los gewonnen,
oder kommt Ihr Guts Dulle nicht mehr allein,
Kathar?“ erkundigte sich Bern, aber nicht sein Pferd
anhaltend, bei einem der spielenden Jungen.

„Nein, mir kühlt jetzt hinten am Bein“, antwortete
der Knabe nach einigem Zögern verlegen.

„So?“ Wer bewohnt denn die beiden Stuben
vorne?“

„Das darf ich nicht sagen.“
„Wer hat es Dir verboten?“

„No... der Herr holt!“
„Welcher Herr?“

„Der, was halt der Mutter so viel Geld ge-
hört, so tolls keiner weiß, daß er da wohnt.“

„Ist der daheim?“ fragte Bern weiter, denn der
Fremde von vorn wieder eingeschallen war.
„Ja — er ist ja nie nicht daheim! Der sitzt nun
allezeit wo mit sein Fernglas und schaut auf
Wildenmarker Gärten.“

„Finstere Trambahn begann sich plötzlich in Bern
zu regen. Warum eigentlich, das vermochte er nicht
sich selbst nicht zu sagen. Er nahm ein Gefäß und
warf es dem Jungen zu.
„Wie heißt Euer Vater?“ Da brauchst keine Angst
zu haben, ich verrate Dich nicht.“

Der Knabe begann sich einen Moment, dann kehrte er das Gesicht ein und sagte hastig:

„Wie es steht, soll mich nicht kümmern. Aber das ist ein Ausländer“, merkt man wohl. Rede tut er — kaum zu verstehen. Aus Paris habe ich ihm ein Buch nachgeschickt. Wo ist es, wie ich selber mit.“

„Schon auf. Weiter! Wie steht es aus?“

„Ja, dann war eine Mollart und bei Part hat er auch mit. Und die schwarze Augen, nur so kleine, wenn er schließt. Einmal hat er der Mutter gesagt, daß er so wie hinnerum aus in Amerikanische herkommt.“

„Malceida! Kein Zweifel — Malceida...“ murmelte Bernd, blaß werdend. Dann gab er dem Bilde die Sporen und rief, ohne den Jungen weiter zu beachten, den Heil abwärts führenden Weg weiter.

Dieser Mann war hier! Wo? Seit wann? Müde Irene darum — aber war er gar auf ihren Wunsch gekommen? Ein Schwindel ließ ihn im Sattel hin und hermanen. Nein — nein, das konnte nicht sein! Wie durfte er sie auch nur in Gedanken so schmerzhaft beleidigen!

Merkwürdig hatte sie mit diesem Südländer in Paris ihr Spiel getrieben, das dieser in einer eisten Leidenschaft wohl ernst genommen hatte. Aber war er ihr heimlich geliebt und belauert das Schloß, und wartete auf irgendeine günstige Gelegenheit, um sich ihr wieder zu nähern.

Die untrügliche Vorstellung, daß er nicht einmal sie vor dem Argentinier zu warnen mochte durfte, wollte er nicht von ihr seine Handlungsweise mitteilen lassen, trieb ihn das Schweiß auf die Stirn. Eine verzehrende Unruhe erfüllte ihn, sagte ihm blindlings immer rüberwärts. Ohne auf den in der tiefen Dunkelheit kaum länger sichtbar bleibenden und stets schlechter werdenden Weg zu achten, gab er dem Pferd die Sporen — immer wieder — unter lautem Schreie, bis der gereizte Reiter mit fliehenden Füßen durch die Nacht. Plötzlich aber schaute der Reiter aus dem Sattel und schaute vor ihm in die weiße Schneefläche vorirren, tiefen schwarzen Baumkronen, baumte sich entsetzt nach auf, überliefen sich — und die tolle Fahrt endete mit einem jähen Sturz.

In weitem Bogen lag Bernd über die Strokenhöhlung in einen Graben.

Das Pferd raste sich wieder auf und hürrte, schon geworden, weiter.

Wie versteinert stand Ruth mit schmerzhaftem Gesicht neben dem gedachten Abend, wo sie seit einer halben Stunde vergeblich auf Bernd gewartet, und hörte den Bericht Evas, die an allen Gliedern zitternd, mit der Schreckensstunde auf ihr heraufgeköpft gekommen war, daß man Bernd's Pferd, auf dem er vor wenigen Stunden weggeritten war, reitend und

mit zertrümmerten Füßeln schweißbedeckt unter ihm Vorkommen hätte.

Nur einen Augenblick war es Ruth, als müßte sie die Befahrung verlieren und zu Boden stürzen. Dann hatte sie sich wieder mit gewaltiger Willensanstrengung gefaßt. „Jammern Sie doch nicht so. Eva!“ sagte sie rauh. „Daneben muß man — Hilfe bringen, rufen Sie alle Leute zusammen und schicken Sie einen Boten nach Birtenweiler zu Doktor Glossoff!“

Damit eilte sie selbst wie gejagt die Treppe hinunter zu den unten rasselnd beisammenstehenden Leuten. Verwirrt trat sie unter sie:

„Ich sah meinen Mann in der Richtung nach Birtenweiler fortreiten. Alle Wege dorthin müssen abgesperrt werden!“

Ruth selbst teilte die Leute in drei Sonderabteilungen und ließ sie warten. Dann dankte sie sich mit schmerzhaften Knien hinauf in Bernd's Zimmer. Dort richtete sie sein Bett her, legte Verbandzeug aus, und damit sie betete sie aus verzweifelter Verzweiflung: „O Gott, laß ihn doch nicht tot sein! Nur das nicht... das nicht! Ich könnte ja nicht leben ohne ihn.“

Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit brachten die Leute ihren Herrn heim. Er war nicht tot. Nur die rechte Seite, auf die er gefallen, konnte er nicht bewegen und auf der Stirn hatte er eine ziemlich große, blutende Schramme.

„Kann der Rede wert“, erklärte Dr. Glossoff eine Stunde später, nichts gebrochen — gottlob, der Schreck milderte den Sturz — die Schulter gestreift und die Glieder ein wenig verrenkt. Das werden wir gleich wieder eingerichtet haben.“

Als er mit ein paar geschäftigen Griffen Arm und Bein einrenkte, mußte das dem Verletzten rollende Schmerzensgeschrei. Aber Bernd lächelte es kaum. Eine linke, warme Hand hatte sich auf seine Stirn gelegt und eine Stimme, so weich und sachtlich wie die einer Mutter, sprach ihm Mut zu.

Er lag mit geschlossenen Augen und rührte sich nicht. So, er wollte kaum zu atmen. Eine leise, verwirrende hatte sich seiner bemächtigt. Eine Art Wohlbehagen, ein Gefühl von Geborgenheit, trotz der Schmerzen.

„So — jetzt wollen wir noch die Schramme verbinden und in zwei Tagen ist alles wieder gut! Hast Du Verbandzeug im Haus, Ruth?“

„Ja, es ist alles bereit. Hier, Valentin, bitte!“

„Du bist doch eine tolle Frau! Immer denkst Du an alles! Eine andere hätte gemurmelt und wäre in Ohnmacht gefallen — Du aber handelst und vollbringst, was not tut. Schade, daß Du keine Krankenschwester geworden bist!“

Er sagte es ganz harmlos. Der Kranke aber antwortete plötzlich zusammen.

„Gib acht!“ rief Ruth erschrocken. „Du tust ihm weh — o Wal, gib acht, daß er nicht leidet!“

Sie deutete sich teilnehmend über den Verletzten. „Tut es sehr weh, armer Bernd!“

Aber er antwortete ihr nicht.

Manuscriptes Kapitel.

Bis zu diesem Tage hatte Bernd nie gewußt, was es heißt, von geliebten Frauenhänden gepflegt und umhüllt zu werden.

Dabei war er als Kind nie krank gewesen. Im Institut aber, wo er einige Kinderkrankheiten durchgemacht, hatte er mit anderen Knaben im Krankenzimmer zusammengelegt und nur den Arzt und einen ärztlichen Wärter zu Gesicht bekommen. Jetzt lernte er, daß Krankheit unter Umständen ganz wünschenswert sein konnte. Ordentliches Begehen überkam ihn, wenn Friedrich ihn morgens in den kleinen Salon neben dem Schlafzimmers führte, wo eine Külle von Blumen, die Ruth täglich frisch aus dem Gewächshaus holte, ihn auf den schimmernden gedeckten Frühstückstisch mitten im Winter blühenden Frühling voraußerte.

Wenn Ruth ihm dann Stundenlang vorlas, während im Kamin das Feuer knisterte und draußen wirbelnde Schneeflocken tanzten oder eine blutrote Winterkugel schwebte, so erfüllte ihn wieder das selbe Gefühl, wie bei seiner Heimkehr am Weihnachtsabend, nur ungleich härter, inniger und dauernder.

Zumeist lag er still auf dem Chaiselongue, träumte vor sich hin und horchte kaum auf das, was Ruth ihm vorlas, sondern ließ sich von ihrem so beruhigenden Stimmklang in das traumhaft mögliche Begehen eines müde abgetriebenen Menschen, der ausruhen durfte und nicht mehr vorwärts halten mußte, fallen.

Aber zuweilen, wenn blitzartig die Erinnerung an Irene und den Zwed seines Hierseins in ihm aufblühte, kam er sich vor wie ein Verräter an ihr, wie ein Feigling. Dann verfluchte er wohl, sich ihre Schönheit im Geiste vorzustellen, wie er früher so oft getan. Aber langsam — es ging nicht! Ihr Bild zerflatterte, wenn er es festhalten versuchte. Diese Unfähigkeit bereitete ihm schmerzhaftesten Schmerz. Er wollte sich in die geliebten Züge vertiefen und alles andere darüber vergessen können — warum gelang das nicht? Warum drängte sich ungerufen und ungewollt immer ein anderes Bild dazwischen?

Ruth hatte zu lesen aufgehört, ohne daß er es merkte, so vertieft war er in seinem quälenden Gedankengang.

„Ist Dir nicht wohl? Hast Du am Ende Schmerzen?“ erkundigte sie sich besorgt.

„Nein! Warum?“

„Es kam mir so vor. Vielleicht hast Du Glossoff doch zu früh verabschiedet, als Du ihm gestern erklärte, nun völlig gesund zu sein. Soll ich nicht...“

Fortsetzung folgt.

Zärtlichkeit

Von H. H. Stein.

Die Hände auf dem Rücken, Hand Kräulein Berlin, und einem der Fenster ihrer Klasse und blühte hinein in den Schulgarten hinaus. Es war doch merkwürdig mit Frau Fredeboras. Das Kind hatte einen ruhigen Verstand und einen guten Charakter, und sie hatte die beste Schülerin der Klasse sein können, wenn sie nicht immer wieder alles durch irrenden Ideen Streich verdrängen hätte. Während der Unterrichtsstunden mußte Kräulein Berlin manchmal denken, daß das Kind ihr aufrichtig angetan war; dann lag es da mit erhobenem Gesicht, und seine brennend interessierten, braunen Augen hatten etwas Ekstatisches. Dann, meistens gegen Ende des Unterrichts, kam plötzlich der Streich, der alles verdrängte und unermüdlich zum Nachhaken führte. Erstmal war es, dachte Kräulein Berlin, und sie bekam Follen auf ihrer Stirn vom Nachdenken. Sie liebte Mia noch mehr als die andere Kinder, obwohl sie alle gern hatte. Mit einem stillen Seufzer wandte sie sich vom Fenster und sah nach dem kleinen Mädchen in der Bank. Mia lag vornübergebeugt, fast mit dem Kopf auf dem Tisch, und schrieb emsig an ihrer Strafarbeit. Keinerlei Ungeheuer war in ihrer Gestalt oder ihrem Gesicht wahrzunehmen. So war es immer. Sie nahm die Strafe mit einer gewissen Anmut an, schien sogar zufrieden zu sein, daß sie es wieder so leicht gebracht hatte. Niemals brachte die Strafe, wie bei anderen Kindern, das Unwillige und Traurige in ihre Augen, das Kräulein Berlin so oft konnte. Wenn sie sagte: „Nun, da sind wir wieder soweit!“ Mia mußte mal wieder nachhaken, dann schlug Mia die braunen Augen wieder und lächelte ruhig. Ja, einmal, als Kräulein Berlin sie zur Strafe einen Auflass abgeben ließ, verabschiedete sie von selbst ihre Portion.

„Bist Du bald fertig, Mia?“ Kräulein Berlin kam ein paar Schritte näher, aber sie ging nicht bis zur Bank. Sie konnte Mia's Einfluss: wenn sie sich der kleinen Gestalt zu sehr näherte, dann mußte sie in die Arme nehmen und lieblos. Das war dann zwar wie ein Glück, denn noch Stunden danach fühlte sie die Wärme an ihrem Herzen, aber sie fürchtete, daß dieses Aussehen wenig pädagogisch war. Mia lag strahlend auf. „Ja, habe die Hälfte“, sagte sie und beugte sich nicht sonderlich, weiter zu kommen.

„Nach dann nur schnell weiter! Du mußt nicht glauben, daß ich es so angenehm finde, denetwegen so oft länger hier zu bleiben...“

„Nein!“ schüttelte Mia erschrocken den Kopf. Sie war so klein in der großen Schulbank, so klein eigentlich für ihre acht Jahre. Kräulein Berlin's Hände gingen wie von selbst etwas näher heran; neben Mia's Bank blieben sie stehen. Mia rührte schnell ein Stüchchen näher, so daß sie die Lehrerin mit ihrer Hand erreichen konnte.

Nun ist es so schönes Wetter, und ich wäre gern ein bißchen hinausgehen“, sagte Kräulein Berlin, „aber halt besser mal ich hier bleiben.“

Mia schlug die Augen nieder und ließ ihre Lippen

berunterhängen, während sie still noch ein Stüchchen nachrückte.

„Warum mußt du eigentlich immer etwas anstellen, Mia?“

Mia schwie. Die Lehrerin leuchtete. So ging es nun immer. Das Kind schwie auf alle Fragen, nur sein kleines Gesichtchen reagierte, indes es näher heranrückte, jedesmal ein paar Zentimeter.

„Ich wollte, daß dies das letzte Mal wäre, Mia...“

„Möchtest du dich nicht zusammennehmen, um mir einen Gefallen zu tun?“

Ob, jetzt war Kräulein Berlin's Widerstand gebrochen. Sie legte ihre Arme um Mia, und Mia schlang bemüht ihre Arme um Kräulein Berlin's Hals und lag still an ihrer Brust, die zitternden Wimpern über ihre braunen Augen senkte. Wertwärtig, wertwärtig, dachte das Kind, auf das schmale Gesichtchen niederleuchtend. Aber sehr viel weiter im pädagogischen Denken brachte sie es nicht in dieser Haltung. Einige Minuten später rannte Mia nach Haus. Ihre Lippen sangen triumphierend.

Aber schon am nächsten Tage lief es wieder heiß, trotz allen schönen Versprechungen. Mia hatte bis gegen Schluss des Unterrichts müde aufgeschaut. Dann band sie plötzlich den Kopf der vor ihr sitzenden Schülerin an einem eisernen Nagel fest, was ein beständiges Weinen des Schloßtopfers zur Folge hatte. Einmal hatte Kräulein Berlin Mia einen Klops gegeben, aber sie bewachte sich im letzten Augenblick. „Du bleibst mal wieder nach!“ sagte sie nur, und Mia lehnte sich ruhig in ihre Bank zurück.

Aber die Lehrerin hatte nachgedacht, und sobald die Kinder das Klassenzimmer verlassen hatten, sagte sie sich: „Du kannst auch gehen, Mia!“ Sie lehnte dem Kinde den Rücken zu und ordnete ein paar Bücher auf dem Tisch vor dem Fenster. Einen Augenblick war es still. Es regten sich keine Rufe, um was zusammen. Kräulein Berlin mußte wohl aufstehen. „Hast du nicht gehört? Du kannst gehen, Mia!“

Das Kind senkte den Kopf, seine Wimpern zitterten verächtlich. Und plötzlich war der Ausdruck da, Schluß und Tränen und ein verzweifelter Schrei, wie das kleine Körper. Kräulein Berlin hatte Mia aus der Bank und setzte sich mit ihr in ihren Stuhl am Fenster. Sie zog Mia an sich, streifte sie und küßte ihr nasses Gesichtchen.

„Sag mir mal, Liebkind, bist Du so gern bei mir?“

Mia verbarg ihren Kopf, aber ihre Arme schlangen sich fest um Kräulein Berlin's Hals.

„Bleibst Du darum so gern nach?“

Wieder keine Antwort. Die Lehrerin legte ihre Hande auf den Kopf des Kindes. Sie hatte es gestern plötzlich begriffen, sie hatte es an der Innigkeit gespürt, mit der das Kind sich an sie schmiegte, mit der es um eine Liebschaft bettelte, die sie konnte sie nachbleiben, wenn sie keinen Streich verübte.

„Sieh mal, Kleines“, sagte das Kräulein, als das Kind sich etwas beruhigt hatte, „nun brauchst du also nicht mehr ungesonnen zu sein, denn das wäre schade für dein Zeugnis, nicht wahr?“

„Ja, ja“, nickte Mia glücklich.

Abends schrieb Kräulein Berlin einen Brief an Mia's Mutter, und am folgenden Tage kam viele ins Schloßzimmer. Ein schönes offenes Automobil summtete vor dem Schulgarten. Frau Fredeboras war jung; sie hatte ein helles, lebendiges Gesicht mit freundlichen, unruhigen Augen. Der offene Pelamantel ließ eine mädchenhafte Figur sehen. „Ich hoffe nicht, daß Mia Ihnen Grund zu Klagen gibt!“ sagte sie, und ihre Stimme hatte etwas Heißtütiges und Unbehagliches, als ob sie höflich keinen Rat wissen würde, wenn eingegriffen werden mußte. Kräulein Berlin erzählte ihr so sachlich wie möglich von ihrem Töchterchen; daß sie ein Bedürfnis nach Zärtlichkeit habe, daß sie ungesonnen sei, um eine Liebschaft zu erreichen, daß dem Kinde augenscheinlich nicht genügend Liebe entgegengebracht werde... Die Lehrerin sprach die Forderung aus, daß die gläubige Frau ihr ihre Offenheit nicht abnehmen werde, aber sie mußte es ihr in Mia's Interesse doch lassen!

Frau Fredeboras hatte Tränen in den Augen. „Ach, das gute Kind“, sagte sie heftig bewegt, „nein, ich bin durchaus nicht verärgert, daß Sie mir dies sagen, ich bin sehr froh darüber! Ach, leben Sie, wir führen ein bewegtes Leben, wir leben viel Menschen bei uns, die Kinder sind fast immer bei dem Kräulein, und das Kräulein ist wirklich ein Zauber!“

„Aber Sie können vielleicht doch fünf Minuten erübrigen, um Mia ein bißchen Zärtlichkeit zu schenken“, sagte Kräulein Berlin, nicht so laut, wie sie es gewollt hatte, „das ist das Kind wert.“

„Oh, aber gewiß“, gab die junge Frau zu. „Ich verpöchte Ihnen, daß es gelingen wird! Ach bin Ihnen wirklich sehr dankbar, ich werde es auch meinem Mann sagen! Wir werden uns danach richten... der kleine Schatz!“

Kräulein Berlin dachte Grund, über ihr Eingreifen zufrieden zu sein. Mia hatte ansehend kein Bedürfnis mehr, ungesonnen zu sein, nachhaken zu dürfen. Zugleich mit den anderen Kindern konnte sie aus der Schule. Oft wartete dann das große offene Auto mit Mia's Mutter am Steuer. Dann wurde der Wagen vollgeladen mit Kindern, die lachten, wenn der Motor zu arbeiten begann. Kräulein Berlin blieb zurück und sah in den stillen Schulgarten hinaus. Es brannte etwas in ihrem Herzen, es war ein Mangel. Sie hatte freiwillig etwas geopfert, und sie war froh um Mia's willen. Aber das Herz ist ein merkwürdiges Ding. Kräulein Berlin hat Mia eines Tages, nach einem Augenblick zu bleiben, sie mußte sie etwas fragen. „Ist deine Mutter auf zu dir, Mia?“

„Oh ja“, antwortete Mia, von einem Fuß auf den anderen hüpfend und hinauswinkend.

„Das wollte ich nur wissen“, sagte Kräulein Berlin gerührt, und sie konnte es sich nicht verlagern, das Kind an der Hand zu fassen. Aber Mia, ungeduldig, machte sich frei. „Mutter wartet vielleicht“, sagte sie wie zur Entschuldigung.

Kräulein Berlin ließ ihr nicht nach. Ach, das ist nur die Schullehrerin, dachte sie bitter, eine Pseudo-Mutter...

Filmpartner und Filmehen

Von Otto Fehrens.

Ein Zusammenpaar zweier Darsteller in Liebespartnern bedingt in jedem Falle das Vorhandensein gegenseitiger Sympathien. Die beiden Schauspieler müssen als Partner eine gewisse innere Verbundenheit empfinden, um die persönliche Harmonie auch auf das Spiel zu übertragen und es dadurch glaubhaft und überzeugend zu gestalten. Allen Mitwirkenden erleichtert es die Arbeit ungemessen, wenn zwei Darsteller aufeinander eingestellt sind und voneinander wissen, wie der eine auf den anderen reagiert.

Wer öfters ein Kino besucht, wird schon bemerkt haben, daß bestimmte Schauspieler immer wieder mit der gleichen Partnerin in den verschiedensten Filmen zusammenspielen. Sie haben eben auf Grund eines häufigeren Zusammenwirkens sich gegenseitig einaccorbet, kennen ihre einzelnen Stärken und Schwächen und geben durch bestimmte Ergänzungen eine geschlossener Darstellung des Geschehens, als wenn sie einander fremd wären. Natürlich obliegt ihnen trotzdem die Aufgabe, sich niemals zu wiederholen sondern in jedem Rolle die Personen, die sie zu verkörpern haben, zu individualisieren.

Ähnlich wie in Amerika hat sich auch bei uns in Deutschland eine gewisse Zuspitzung der Darsteller herausgebildet. Es gibt eine ganze Anzahl Filmkünstler, die für ein bestimmtes Rollenfach geradezu „abgestempelt“ worden sind. Vient ein solcher „Typ“ einmal fest, dann ist kaum damit zu rechnen, daß ein Schauspieler von einem Fach ins andere flüchtend. In diesem Maße wie bei Einzelpersonen findet man die Zuspitzung ebenfalls bei den Partnern. Aus größeren Erfolgen heraus haben Filmgesellschaften eine Reihe von Darstellern fest verpflichtet und lassen für sie geeignete Manuskripte bzw. Rollen schreiben.

Dieser Arbeit unterzieht sich der sogenannte „Hauskünstler“, der genau weiß, was den beiden Stars, die zusammen spielen, am besten liegt.

Bekannte Partner in deutschen Filmen sind vor allem, Greta Garbo und Maria Faudler, Willy Fritsch und Lilian Harzen, Greta Garbo und Diana Krassa, Walter Rilla und Elisabeth Bergner, Luis Verch und Evelyn Holt, sowie Gustav Fröhlich und Elissa La Porta. Viel ausgeprägter tritt diese Erscheinung der häufig wiederkehrenden Partnerrollen noch in amerikanischen Filmen zutage. Ronald Colman und Vilma Banks haben in ganzen Filmserien zusammen gespielt. Adolphe Menjou sieht man oft mit Greta Garbo, Douglas Fairbanks mit Ruth Helz, Charles Farrell mit Dolores del Rio, Ralph Forbes mit Norma Shearer, Harold Lloyd mit Johanna Ralston und John Gilbert in den meisten Fällen mit Greta Garbo.

Wie weit diese Harmonie im Zusammenpaar geht, erkennt man am besten daraus, daß verschiedene Partnerpaare, die häufig zusammenwirkten, nicht nur Partner im Film blieben, sondern sich auch als Partner fürs Leben fanden und den Eheband schloßen. Vilma Banks, die früher fast ausschließlich nur mit Rod in Rolle zusammenwirkte, ist heute Frau geworden. Norma Shearer, die wir zuerst in „Mit Seidelberg“ haben, nahm ihren Produktions-Chief Irving Thalberg zum Gatten. Maria Faudler heiratete Douglas Fairbanks, Greta Garbo John Gilbert. In Deutschland reichte sich Gustav Fröhlich und Elissa La Porta, Paul Ritter und Edda Heine, Friedrich Jelinek und Lia Mara, Grete Reinhold und Mia Nielsen, Juan Rosin und James Peterlin, Fritz Fehrer und Margda Sonja, Rudolf Klein-Rogge

und Maria Johnson, Oskar Homolka und Grete Mosse, Charles Lincoln und Vera Engels und andere mehr die Hand zum Lebensband. Allen Vermutungen zum Trost hat jedoch der schlaube Gatte nicht Maria Faudler, sondern Christa Lohde geheiratet.

Künstler-Ehen werden nun im allgemeinen keine allzu günstigen Voraussetzungen gestellt, denn sie sind in vielen Fällen recht problematisch. Säufling genug waren es mehr materielle als ideale Beweggründe, die zu einer Vermählung führten, das heißt Interessengemeinschaften mannigfacher Art, um die Einkommensmöglichkeiten auf eine breitere und gesichertere Basis zu stellen. Kein Wunder daher, daß gerade in Künstlerkreisen ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz Ehescheidungen vorkommt, der nur zu leicht angeht, in der Öffentlichkeit die tatsächlichen glücklichen Ehen in den Hintergrund treten zu lassen. Bezeichnend für den weiteren Verlauf ist allerdings das öftere die Leichtigkeit, mit der schon von Anfang an solche Ehen gelöst werden, ohne damit sagen zu wollen, daß viele nun unbedingt einen unglücklichen Ausgang nehmen müssen.

Heber die Ursachen oder das Zustandekommen des Scheiterns ist nicht viel zu sagen. In den meisten Fällen brachte eben, wie bereits erwähnt, die berufliche Zusammenarbeit in ein und denselben Film die Herzen oder — den Verstand einander näher. Nehmen wir aber zum Beispiel den oben genannten Partnerpaar, das ihre Herzen im Kampfschiff des Darstellers aneinander aufklammerten, und daß sie alle den Wunsch haben, daß nicht nur der Film, sondern auch das Leben ein happy end, einem glücklichen Ende entgegenführt.

Die Uhr

Von E. H. Stein.

Der Herr Abjunkt, ehemals ein flotter Student, ist schon hoch in den Dreißigern, war dafür bekannt, daß er der hohle Weiblichkeit wohlgenossen war. Er schätzte gern einmal mit hübschen Mädchen, er küßte gern einmal die schöne Hand einer jungen Frau, aber den Mädchen und den jungen Frauen wurde nicht recht warm dabei — denn sie haben einen gar keinen Anstich dafür, ob jemand heiß nach ihrem Herzen aiekt oder nur den Duft ihrer Persönlichkeit feinschmeckerisch auf die Lippen nimmt. Wenn der Herr Abjunkt die Lippen spürte, um irgendeine Schmeichelei auszusprechen, dann lächelten die Damen so nachsichtig und ein wenig lästlich, die eine oder andere schlug ihm wohl gar mit dem Fächer auf die Schulter, blinzelte ihn beschämt an und verstand.

Zumehr konnte auch der Herr Abjunkt zuweilen Feuer fangen, ja, er trieb es sogar so weit, daß er sich eines Tages ganz ernsthaft die Frage vorlegte, ob er nicht bereits verheiratet sei. Die Antwort er nach einem Überlegen allerdings zu seinen Gunsten — insofern, als er entschied, daß das bindende Wort noch nicht gesprochen war, aber Tatsache war immerhin, daß er sich bei der jungen, schönen und vermittelnden Frau Ada für nachmittags an einem Besuch anlegte hatte. Frau Ada. Und daß er gebeten hätte, Frau Ada um diese Zeit allein sprechen zu dürfen.

Nun ging er in seiner schon eingerichteten Junggesellenwohnung hin und her und überdachte seine Lage. Und sah von Zeit zu Zeit nach dem Kamin, wo eine kleine goldene Standuhr — ein Erbstück seiner Familie — die Zeiger langsam vorwärts schob. Es war ein schönes Werk. Feingefühlvolle goldene Ranken umschloßen das Zifferblatt, das versahm hatte und eine kleine Rosenkranz aufwies.

So umranzt fröhliche Gänge das Herz des Mannes, dachte der Herr Abjunkt, als er wieder einmal auf das Zifferblatt blickte, das jetzt ein halb fünf Uhr anzeigte. Und es wurde ihm ein wenig warm dabei, so daß er betrachtend vor der Uhr stehen blieb. Keine und sonst tigte sie in das stille Zimmer hinein — auch das erfüllte ihn mit einer frohen Erwartung gegenüber der Stunde, die kommen sollte. Wie, wenn er dies herrliche Stück, diesen treu gebietenden Familienhäß, mitnahm und Frau Ada zur Verschönerung ihres Verhältnisses überreichte? Ein jüngerer Brautgänger konnte so leicht nicht gefanden werden.

Der Herr Abjunkt wurde weich. Seine eigene Güte rührte ihn. Und er dachte das Wert in seinem Seidensack, daß es in ein Etui und machte sich schon auf den Weg.

Frau Ada war eine schöne, sanfte Frau von ruhender Häßlichkeit. Angstvoll und stehend haben ihre

großen Augen dem Herrn Abjunkt entgegen, als sie ihm gegenüber an dem kleinen Leinwand Plak nahm. Gewiß, Sie tun mir nichts an, so bettete es in ihnen. Und das war's, was den Herrn Abjunkt ins Vera getroffen hatte.

Er widelte mit langamer Behutsamkeit und im Borgehens des Augenblicks, der kommen sollte, das Etui aus. Nicht keine Worte, nein, keine Gabe sollte belegen, was ihn bewegte und weshalb er zu dieser Stunde Frau Ada allein gegenüberstellte.

Er widelte und widelte, während Frau Ada ängstlich dahinkam, in jedem Augenblick bereit, ihm zu helfen. Schließlich erschien die Uhr. Doch — der Herr Abjunkt war betroffen — sie ging ja nicht! Wo war das wohlbekannte Ticken?

Der Herr Abjunkt war verblüfft. Solange er sich entsinnen konnte, war die Uhr nicht stehen geblieben. Es war keine ferneinige Aufgabe gewesen, sie wöchentlch einmal am Samstag auszuheben. Und nun das Dienstag. Er hatte sie bestimmt am letzten Samstag ausbezogen.

Der Herr Abjunkt versagte, daß er Frau Ada gegenüberblickte. Sein Gesicht verzog sich zu einem unwillkürlichen Ausdruck. Er hielt die Uhr aus der Hand. Nichts zu hören. Er zog sein Messer vor, öffnete das Gehäuse